H. Rehwaldt

Die letzten Freien



Bischof & Klein Verlag

Die letzten Freien

Erzählung aus den Welfentagen

von

Hermann Rehwaldt



Bischof & Klein Verlag
Lengerich i. Westf.

Druck von Bischof & Klein, Lengerich in Westfalen
Zeichnungen von Hermann Rehwaldt

Erst schlug Flink an, der wachsamste der Rüden, und dann fielen auch die anderen ein in einem wütenden, sich immer steigernden Chor. Es war, als wären Hof, Acker und Wald voll von tobenden, sich in heiserem Gebell überschlagenden Hunden. Der alte Heimo rieb die verschlafenen Augen und richtete sich auf dem Ellbogen halb auf. Isburg, seine Frau, saß schon und lauschte. Rings herrschte Dunkelheit, und nur durch das Lichtloch über der Hallentür blinzelten Sommernachtsterne hinein.

„Es kommt wohl jemand," sagte der Alte gähnend. „So mitten in der Nacht..."

„Mir ist, als höre ich Rossetritt vor dem Tor," meinte die Alte leise. „Vielleicht Botschaft von Inge..."

„Inge, Inge...," brummte Heimo schläfrig. „Immer die Inge im Kopf. Dabei ist das Mädel wohl und glücklich bei ihrem Jagwar. Man muß aber nachsehen... Es sind in der Tat Rosse vorm Tor draußen. He, Hanno!" rief er in die Dunkelheit; doch nichts regte sich. „Haben die einen Schlaf," murmelte der Alte, sich erhebend.

Draußen, durch den Höllenchor der Hunde, tönten nun wuchtige Schläge gegen die Torbalken. Dann erscholl ein Hornstoß, und der Lärm der vierbeinigen Wächter steigerte sich noch mehr. Heimo tastete sich zur Kammer der beiden Jungen durch, während Isburg zum Herdfeuer schlürfte, die Glut behutsam von der Asche befreite, Werg darauf legte und zur Flamme anblies. Nun wurde es heller in der großen, von mächtigen Holzpfeilern getragenen Halle,

und rote Feuerblicke spielten plötzlich auf den Helmen und Brünnen, die an den Pfosten hingen.

„Heda, Hanno!" wiederholte Heimo und schüttelte den Schlafenden an der Schulter. „Es ist jemand vor dem Tor. Geh hin, schau nach, führe die Gäste herein! Eil dich, Knabe!"

Gähnend und sich reckend kroch der „Knabe", ein zwanzigjähriger Riese mit breiten Schultern und mächtigem blondem Haarschopf, aus der engen Kammer heraus, schwankte, noch schlaftrunken, zur Herdstelle, zündete den von der Mutter gereichten Kienspan an und ging, immer wieder gähnend, hinaus.

Heimo warf sich über das linnene Unterzeug die kurze blaue wollene ärmellose Jacke an, wie sie noch zu Widukinds Zeiten von Sachsen getragen wurde, und schnallte den Gurt um, während Isburg sich ebenfalls ankleidete und emsig am Herd zu wirtschaften begann. Die Gäste sollten Nahrung und Trank bereit vorfinden. Ein schlankes, hochgewachsenes blondes Mädchen trat, verschlafen ins Licht blinzelnd, aus einer anderen Kammer und ging der Mutter wortlos zur Hand. Selten zwar kehrten Gäste an Heimos Hof ein, weil er so abseits von all den Heerstraßen mitten im pommeranischen Urwald lag, aber die Insassen wußten, was alte sächsische Sitte forderte. Auch Hinnerk erschien in der Türöffnung der Schlafkammer, der zweite Sohn, der noch auf des Vaters Hof lebte, Hannos Ebenbild, nur noch größer und breiter in den Schultern.

Das Hundegebell verstummte indessen, von Hanno zur Ruhe gebracht, die breiten, schweren Torflügel quietschten in den Angeln, Rosse schnaubten und traten draußen. Dann flog die Tür auf und ein Haufe rotbemäntelter

Männer drängte sich durch die niedere Tür in die Halle hinein, von Hanno mit dem qualmenden Kienspan beleuchtet. Ein großer schlanker Mann, dessen junger flaumiger Bart im Fackellicht rotblond schimmerte, trat dem Hausherrn entgegen, der zur Begrüßung den Gästen entgegenkam. Er trug seinen gefiederten vergoldeten Helm im Arm und streckte Heimo die bloße Rechte hin.

„Vergib den Nachtbesuch, Freund Heimo," sagte er in gutem Sächsisch. „Aber wir wußten uns keinen Rat. Und wir müssen eilig weiter. Wir wissen, daß du auf alte Sitte und altes Recht hältst, Heimo. Wir wissen, daß deine Ahnen ihre Heimat verlassen und bei uns Pommeranern Zuflucht gesucht haben vor den neuen Göttern im Sachsenland. Wir wissen aber auch, daß du ein Sachse bist und ein Sachse bleibst und bleiben wirst. Darum kommen wir zu dir. Wir ..."

„Tritt ein, nimm Platz, Freund," erwiderte der Alte, jedoch ohne allzugroße Freundlichkeit. Es war, als wollte er Abstand halten zwischen sich und dem Slavenfürsten — denn der Gast war Boguslav, Fürst der slavischen Pommern. „Laß dir erst den Minnetrunk reichen nach altem Brauch."

Isburg trat hinzu, eine mächtige silberne Schale in den Händen, nickte dem Gast freundlich zu und reichte ihm die Schale, aus der der Fürst einen gewaltigen Zug tat. Dann ging sie der Reihe nach die Männer des Gefolges ab, reichte ihnen den Trunk und begrüßte sie auf ihrem Hof. Darauf bat sie sie, an der langen Tafel, die in T-Form fast die ganze Länge und Breite der mächtigen Halle einnahm, Platz zu nehmen, den Fürst auf dem Hochsitz zwischen ihr und dem Hausherrn.

„Nun ist der Sitte Genüge geschehen," meinte Heimo, in den herabhängenden grauen Schnauzbart schmunzelnd. „Jetzt berichte, Freund Boguslav."

Und obschon Heimo ein einfacher sächsischer Freibauer war, allerdings von edlem, uraltem Blut, so war seine Ueberlegenheit dem Slavenfürsten gegenüber unverkennbar. Selbst Boguslav empfand diese Ueberlegenheit des Sachsen und ärgerte sich insgeheim darüber. Doch da Heimos Sippe mächtig war in den pommernschen Wäldern, da seine Gesippen bis nach Livland und Estland hin saßen und bekannt waren, ja jenseits des Gotischen Meeres bis nach Bergen und Hammerfest hin, so begnügte sich der Pommeranerfürst sonst damit, dem unheimlichen Alten möglichst aus dem Wege zu gehen. Zudem war die jüngste Tochter Heimos, Ilsebill, so schlank und rank und schön. Die grauen Augen des Fürsten hingen an ihrer hohen Gestalt, während sie Schinken, Brot und Met auftrug und die silbernen Becher vor die Gäste setzte.

„Du weißt, Heimo, welche Bedrängnis wir von deinen christlichen Landsleuten erleiden. Kein Jahr vergeht, daß sie nicht in unser Land brennend und plündernd einfallen. Der alte Narr in Schwerin, den sie Bischof nennen, schadet uns zwar nicht. Oder nicht viel; denn unser Volk lacht über ihn und über seine Bockstimme. Aber die anderen, die daherkommen mit Spieß und Schwert und uns damit zum Kreuz bekehren wollen, umsomehr. Der Braunschweiger Heinrich, der alte Fuchs, den sie den Löwen nennen, am allerärgsten."

„Ich weiß," unterbrach ihn Heimo finster. Zwar waren es Christen, die Boguslav beschimpfte, doch waren es auch

Sachsen. „Das brauchst du mir nicht zu erzählen, Boguslav. Darum bist du doch nicht hergekommen."

Der Fürst lachte. „Du hast recht. Wir haben dir ein Geschenk gebracht, Heimo, dir und deiner Hausfrau. Etwas, was wir bei dem letzten Strauß mit deinen Landsleuten, den Christen, erbeutet haben, ohne es zu wollen." Er wandte sich an einen seiner Leute, der ein großes, unförmliches Bündel in seinem roten Mantel trug. Der Mann stand auf, ein kleiner, vierschrötiger, gutmütig grinsender Slave, dessen schwarzer, wirrer Bart bewies, daß er nicht dem höheren Stande angehörte, trat vor und schlug den Zipfel des Mantels zurück. Isburg und Ilsebill schrien überrascht und mitleidig auf. Ein blonder Knabenkopf mit schlafgeröteten Wangen, eine dicke kleine Faust gegen den vollen Mund gestemmt, lag auf dem Arm des Slaven, als schlummerte er auf Mutters Schoß. Boguslav



wies mit einer Handbewegung auf den schlafenden Knaben und lachte:

„Unsere Beute. Unser Geschenk für dich, Heimo, und dich, Frau Isburg."

Heimo zog die dichten grauen Brauen zusammen. „Seit wann sind die Pommern zu Kindesräubern geworden?" fragte er scharf.

„Nicht doch!" wehrte Boguslav ab. „Wir kaperten ein Lübecker Schiff auf der Trave mit den Obotriten zusammen. Dabei fiel der Mann, der Vater des Knaben. Eine Mutter war nicht da. Da, er holte aus seinem Felleisen eine kleine Ledertasche und warf sie auf den Tisch. „Das haben wir dem Toten abgenommen. Bewahr' es dem Knaben auf. Ich denke nämlich, daß der Knabe besser bei dir aufgehoben ist, Heimo. Es ist ein Sachsenknabe, und es wäre nicht gut, wenn er bei uns Slaven aufwachsen würde. Jeder Mensch soll in seinem Volke bleiben. Darum brachten wir ihn zu dir. Zieh ihn auf zum guten Helden, wie die Sachsen früher waren, bevor der Pfaff zu ihnen kam und die heiligen Haine fällte. Damals kannten wir keinen Krieg mit den Sachsen. Damals lebten wir als freie Nachbarn nebeneinander. Jetzt ist es anders geworden. Und — bei Swäntowid! Ich hätte gern alle Sachsenkinder drüben geraubt und dir in Zucht und Lehre gegeben! Dann hätten wir Frieden, und in Sachsen wäre Ruhe."

Isburg nahm den Knaben aus dem Arm des Slaven, und Ilsebill beugte sich mütterlich über ihn. „Wie fest er schläft," sagte sie leise. „Wir müssen ihn in der Kammer betten."

„Wie heißt er?" fragte Isburg den Fürsten, doch dieser zuckte die Achsel.

„Wir konnten kein Wort aus ihm herausbringen unterwegs," sagte er. „Wie ein Wolf ist er. Schaut einen nur finster aus seinen blauen Augen an und schweigt. Vielleicht steht es da geschrieben. Da ist ein Stück Pergament drin. Aber ich habe Latein, den Göttern sei gedankt, schon wieder vergessen in den Jahren, seit ich aus der Klosterschule in Jerichow heraus bin."

Mutter und Tochter brachten den Knaben zu Bett. Und er wachte nicht auf, obgleich die Gäste beim Met laut wurden und schwermütige Lieder sangen, während der Hausherr mit gefurchten Brauen das zusammengefaltete Stück Eselshaut mit unverständlichen Buchstaben darauf betrachtete.

Isburg beschaute, aus der Kammer zurückgekehrt, das Pergament. „Ein Wolfskopf ist darauf," sagte sie nachdenklich, das die Mitte des Schriftstücks zierende bunte Wappen betrachtend. „Und die Wolfsangel ist darunter." Sie schüttelte den Kopf. „Von den Wölflingen einer. Saßen zur Zeit meines Ahns im Weserberglande. Ein edles Geschlecht. Dachte nicht, daß welche davon noch leben."

„...als Christen," ergänzte ihr Mann finster und wandte sich zu Boguslav. „Hab' Dank, Freund! Ich nehme dein Geschenk an." Er lachte unlustig. „Hab' nicht gedacht, daß ich mit zweiundfünfzig Wintern noch einen Sohn bekomme. Was, Isburg?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und klopfte Ilsebill zärtlich auf die schlanke Schulter. „Sollten wir nicht lange genug leben, um aus dem Knaben einen rechten

Sachsenhelden zu machen, dann wird Ilsebill ihn übernehmen. Da wird ihr Künftiger schon zu dem Knaben „ja" sagen müssen."

Im Morgengrauen zogen die Gäste ab, von erneutem Hundegebell begleitet. Heimo suchte wieder das Lager auf, um wenigstens etwas Schlaf nachzuholen. Isburg aber stand noch lange über dem Lager ihres neuen Kindes und betrachtete sinnend das rosige volle Gesicht, die langen dunklen Wimpern, die roten Lippen und das goldblonde Gelock des kleinen Gastes.

Morgens fragte der alte Heimo den Knaben aus. Und der kleine Gast, der den Slaven jede Antwort verweigerte, blieb nicht stumm und verschlossen. Es war, als fühlte er die Bande des gleichen sächsischen, Deutschen Blutes, die ihn mit dem finster dreinschauenden alten Herrn verbanden, obgleich ihm die Umgebung und die Kleidung der Leute hier fremd vorkamen. Mit großen Augen beschaute er sich die kunstvoll geschnitzten Pfosten der Halle, das hohe, selbst am Tage in Schatten gehüllte Dach mit den geschwärzten Sparren und Streben, die kleinen Türen zu den vielen Kammern rechts und links, den Hochsitz mit den geschnitzten Sesseln, die lange Tafel und den sauberen weißen Sand, mit dem der Boden sorglichst bestreut war. Er begutachtete mit Kennermiene die sehnigen gebräunten Arme des Alten, die der ärmellose Ueberrock freiließ. Und auch das Sächsisch des Hausherrn erschien ihm seltsam; denn heute sprach man ja in Sachsen schon etwas anders.

„Wie heißt du, Knabe?" fragte Heimo. Die ganze Sippe saß beim Frühstück, auch die vier slavischen Knechte und sechs Mägde. Mit den beiden Söhnen des Hausherrn, seiner Frau und Tochter saß auch der Kleine auf dem Hoch-

sitz, und es kam ihm nicht absonderlich vor; denn zu Hause war er diese Ordnung gewohnt.

„Dittmar," antwortete er kurz, mit beiden Backen kauend.

„Wie alt bist du?"

„Sieben Winter."

„Wer war dein Vater?"

Die großen blauen Augen des Knaben füllten sich mit Tränen. Doch er schluckte sie tapfer herunter und warf mit trotziger Kopfbewegung die blonde Locke aus der Stirn nach hinten. „Welflinger Herr, und Dienstmann des Herrn Herzog Heinrich," sagte er. „Slaven-Heiden haben ihn erschlagen. Jetzt ist er bei Christo."

Ein Schweigen entstand. Der alte Heimo wiegte nachdenklich den Kopf. Schon in diesem blonden Knabenkopf saß der neue Sachsengott aus dem Judenlande. Nun, die Zukunft wird dem Knaben schon zeigen, wo die wahren Götter sind. Er wandte sich seinem Frühstück zu, während Isburgs arbeitsgewohnte Hand über die blonden Locken des Kindes strich.

„Dein Vater ist als Held gefallen," sagte Heimo nach einer Weile. „Schau zu, daß du auch ein Held wirst. Du bleibst nun hier bei uns, Dittmar. Hier wirst du allerhand lernen, wie man mit dem Speer umgeht und mit dem Schwert, wie man das Roß meistert, wie man dem Bär und Urochs und Elch nachstellt. Als freier Sachse wirst du hier aufwachsen, Knabe, ich wünschte, es könnten mehr Sachsenknaben in unseren Wäldern dazu herkommen."

„Hast du eine Mutter, Dittmar?" erkundigte sich Isburg. Der Knabe fühlte sich zu dieser stillen, aufrechten

alten Frau seltsam hingezogen. Er lehnte für einen Augenblick mit scheuer Gebärde seine Wange an ihre ihn streichelnde Hand und blickte sie treuherzig an:

„Mutti ist schon lange bei Christo, seit ich geboren. Willst du meine Mutter sein?…"

Isburg lächelte unter Tränen. „Ja, Kind. Du bist mein jüngster Sohn, Dittmar."

Jahr um Jahr verging, fast unbemerkt in dem stillen grünen Urwald, auf dem Hof Heimos des Sachsen. Hanno und Hinnerk hatten geheiratet und saßen auf eigenen Höfen zwei, drei Tagereisen vom Vaterhof. Ilsebill nahm sich Ortwin, den Vetter, zum Mann, der mit den Hof des Schwiegervaters bewirtschaftete, ein feiner, sangeskundiger Mann, der aber die Weise, Speer, Schild und Schwert zu führen und das Roß zu lenken, in gleichem Maße beherrschte, wie die alten Weisen der Väter — von Helge und von Frodi, von Schwingtag und von Sigert. Eine Schar blonder Kinder bevölkerte den Hof; fast jedes Jahr kam eins hinzu, und sie nannten Dittmar Vetter und Bruder.

Dittmar aber war groß und breit geworden, ein wahrer Riese, selbst Heimo und seine Söhne schienen klein und schmächtig neben ihm. Dabei war seine Hand fein und schmal trotz der schweren Arbeit auf dem Acker und im Walde, die er nicht scheute, und sein Fuß erstaunlich klein in dem einfachen braunen Sachsenschuh. Den dreijährigen Hengst Falke, der nicht stille stehen wollte, riß er mit rauhem Handriß am Zügel zu Boden, und es war kein Bär in dem Urwald, auch die alten listigen und blut-

gierigen Menschenfresser unter ihnen nicht, dem er, mit dem Kurzschwert allein bewaffnet, nicht zu Leibe gegangen wäre. Er schwamm über den Müritzsee an dessen breitester Stelle und trat aus dem Wasser, als hätte er einen der ruhigen, schmalen Waldflüsse durchschwommen. Und als einmal angetrunkene Slaven nach dem Wetsche, wie sie ihr Thing nannten, ein junges slavisches Mädchen, die braune Rognjeda, eine Tochter vom Nachbarhof des alten Heimo, belästigten, da belehrte sie Dittmar, der zufällig des Weges kam, darüber, wie sie sich einer Jungfrau gegenüber zu verhalten hätten, indem er sie, unbewaffnet wie er war, trotz ihrer Schwerter und Dolche einzeln mit dem Gurt an hohe Aeste der umstehenden Bäume aufhängte zum Gespött der Frauen und ihrer Stammesgenossen. So etwas sprach sich herum im Lande; denn Gerüchte reisen mit Rabenflügeln durch die Wälder, von Gehöft zu Gehöft, von Wasserburg zu Wasserburg. Wenn die im Pommernlande ansässigen Sachsen ihre Stammesfeiern nach altem Brauch abhielten, mit Schaukämpfen und Wettkämpfen der Jugend, da war keiner, der sich mit Dittmar, Heimos Pflegesohn, messen konnte.

Mit sechzehn Jahren schon erhielt er die Jugendweihe und das Recht, das Langschwert zu tragen als erwachsener Mann; denn schon damals fand sich selten ein Erwachsener, der ihn im Waffengebrauch und in Leibesübungen übertreffen konnte. Und als er zwanzig war, da dachte Isburg, seine Pflegemutter, schon daran, daß er sich eine Lebensgefährtin suchen und einen eigenen Hausstand gründen sollte. Doch Heimo, noch hagerer und weißer im Haar und Bart geworden, doch immer noch ungebeugt und drahtig wie ein Junger, schüttelte den Kopf.

„Laß ihn, Isburg," meinte er. „Das alte Sachsenblut wird sich noch in ihm regen, ihn in die Fremde treiben. Bedenk doch, daß er erst zwanzig ist und außer unseren Wäldern nichts gesehen hat. Er muß die Weisheit erst erfahren, wie wir es getan haben. Wenn er wiederkehrt, mag er sich nach einer Hausherrin umsehen."

„Ich besorge nur, Heimo," meinte Isburg nachdenklich, „daß sein Blut ihn zu den Christen ziehen wird. Bedenk doch, daß er mit dem Zauberwasser besprengt worden ist. Daß er der Sachsensitte nicht wieder untreu wird..."

Heimo lachte lautlos. „Keine Sorge, Frau. Blut ist stärker als Wasser. Er hat bei uns sein Sachsenblut wiedergefunden. Auch bei christlichen Sachsen knüpfen, scheint's, die Nornen die Fäden nach Norden gewaltig. Er ist bei uns als Sachse wiedergeboren."

„Aber der Zauber um seinen Nacken," beharrte die Frau. „Warum hast du den Beutel mit dem Stück Eselshaut und den fremden Runen darauf nicht verbrannt damals? Ich habe dir immer gesagt..."

„Was gilt ein Zauber auf Eselshaut, Frau," sagte der Alte mit einer wegwerfenden Handbewegung, „gegen den Zauber des Blutes. Wasch den Sachsen drüben," er wies nach Westen, „ihr Zauberwasser und Zauberöl ab, das ihnen ihre Schwarzröcke auf die Stirn träufeln, und sie werden wieder die alten, arttreuen Sachsen werden."

Die alte Frau seufzte. „Warum tun sie's denn nicht dort im Westen? Warum laufen sie den Schwarzröcken nach? Mann, es ist nicht ganz so, wie du sagst. Da irrst du."

Heimo erhob sich, um aufs Feld zu gehen. In der Tür wandte er sich noch einmal um: „Wenn man einem Tag

für Tag und Tag für Tag immer dasselbe vorerzählt, Frau, dann glaubt er schließlich daran; denn es wird ihm dasselbe von vielen Menschen und auf vielerlei Art gesagt. Und anderes hören sie nicht. Hast du nicht gehört, daß im alten Sachsen Tod durch Henkershand darauf steht, wenn das Kind nicht mit dem Zauberwasser besprengt wird, wenn einer an bestimmten Tagen Fleisch ißt, wenn ..." Er winkte ab und ging hinaus.

Dittmar hatte sich in der Tat völlig in das Leben der freien Sachsen eingelebt. Selten tauchten Erinnerungen seiner Kindheit in ihm auf, Erinnerungen, die nur verwirrend und gleichsam fremd wirkten, daß er sie nicht mochte und möglichst verjagte. An niedrige düstere Gewölbe erinnerte er sich manchmal, unter denen leiernde Gesänge von Männern in braunen oder schwarzen Kutten, mit runden Glatzen auf den Schädeln seltsam hohl klangen, an große, von Kerzen umstandene Kreuze, von denen ein mit Dornen gekrönter bärtiger Mann hing, an buntbemalte Holz- und Steinfiguren bärtiger Männer in den Nischen, ebenfalls von Kerzen beleuchtet. Daran, daß die Menge vor diesen Gestalten, die wohl die Götter der Christen waren, hin und wieder in die Knie sank, — er selbst an der Seite seiner Muhme Adelheid mit —, daß man die Kreuze und die Figuren, irgendwelche goldenen und mit bunten Steinen verzierten Gefäße, kleine und große Truhen küssen mußte, nachdem man vor ihnen gekniet. Er erinnerte sich manchmal, wie er, erst sechsjährig, mit seiner Muhme darum haderte, weil ein freier Sachsenedeling nicht einmal vor des Königs Majestät das Knie beugt. Aber sie sagte ihm, daß der Herr König Christus und die Heiligen über allen Kaisern und Königen stünden, daß auch ihre Diener, die

Priester, ebenso wie sie zu verehren wären. Und einmal, dessen erinnerte er sich deutlich und nicht ungern, sollte er dem Erzbischof von Bremen, der Stade besuchte, wo sein Vater damals als Burgvogt saß, die Hand küssen, und er tat es nicht, obgleich der Muhme Hand mit sanfter Gewalt seinen Kopf über die ausgestreckte weiße Hand des Priesters niederdrückte. Er wich aus und trat hinter seinen Vater zurück, der danebenstand und — Dittmar sah es wie heute im Geiste — belustigt und durchaus nicht böse in den Augenwinkeln lachte.

Und andere Erinnerungen tauchten auf — an Waffenlärm auf dem ewig im Schatten liegenden Burghof, an Trompeten- und Hörnerschall und harten Huftritt der abziehenden Reiter auf dem Hofpflaster, an seine eigenen Reitversuche auf der Wiese vor der Burg unter Aufsicht des alten Lupold, eines Dienstmannes des Vaters, an Spiele mit der Burgjugend gleichen Alters, ans Baden in der See, wogegen der Burgkaplan Kornelius immer so wetterte, — warum, das verstand der Knabe nie.

Doch die letzte Erinnerung brachte rote Nebel vor seine Augen. Er sah sich aufwachen in dem engen Verschlag an Bord des kleinen Lübecker Kaufmannsschiffes, vom plötzlichen Kampflärm und Geschrei geweckt. Er sah seinen Vater aus der Kammer an Deck stürzen, wie er war, halb bekleidet und nur mit dem Langschwert bewaffnet. Nachkriechend nach einer Weile — Furcht kannte der Sachsenknabe ja nicht — sah er ihn unter einem großen Haufen andringender rotbemäntelter Slaven fallen.

Heimo und Isburg, beide lehrten ihn, daß Rache die heiligste Pflicht eines Sachsen wäre. Sonach hätte er den Tod des Vaters an den Feinden zu rächen. Zwar war er

im Kampf gefallen, aber unter zwanzigfacher Uebermacht und nur mangelhaft bewaffnet. Es war also kein Kampf, sondern Totschlag. In alten Zeiten, sagte Heimo, hätte er den Totschlag beim Thing anzeigen und Rache nehmen sollen. Heute aber wäre es anders. Sie, die Sachsen, an die hundert Sippen etwa, lebten im Lande der Pommeraner. Eidlich gebunden waren sie, derlei Streitfälle, die Slaven und Sachsen zugleich betrafen, auf dem großen gemeinsamen Thing oder Wetsche vorzutragen und nach gemeinsamem Recht zu schlichten. Blutrachen wären nur mit Genehmigung des Wetsches erlaubt, und diese Genehmigung würde niemals erteilt; denn sowohl Boguslav, der König der Pommeraner, wie die Alten der Sachsen waren stets bestrebt, daß kein unnötig böses Blut zwischen den beiden Völkern aufkäme.

„Die Christen, Sohn," meinte der Alte bedächtig, „sind unser aller Feinde. Wir hier, die Sachsen und die Slaven, wir wollen ja nur Ruhe vor ihnen haben. Aber immer wieder schicken sie entweder aus Roskilda oder aus Brunswig Heere aus, die hier plündern und sengen, unter dem Vorwand, uns zu bekehren. Wir wollen aber dem alten Glauben treu bleiben, wir Sachsen dem unsrigen und die Pommern dem ihrigen. Dort in Schleswig haben sie die Obotriten, ja auch die Holsaten zum großen Teil schon von dem alten Glauben abgebracht. Und nun ist wohl die Reihe an uns. Deinen Vater hat der Braunschweiger Heinrich nach Schwerin geschickt, damit er mit Reisigen ins Pommeranische vordringe und eine Burg der Mecklenburg gegenüber erbaue, um von dort aus das Land zu bekriegen. Dein Vater, Sohn, war ein großer Held. Aber er wußte nicht, daß er für Fremde,

für Dahergelaufene gegen eigenes Blut stritt. Es war nicht recht, daß die Slaven ihm nicht Zeit ließen sich zu wappnen, damit der Kampf mit gleichen Waffen geführt werden konnte. Aber bedenke, Sohn, wie oft Christen unverhofft Slavendörfer überfallen und alles niedergemacht haben. Neulich erst — du hast doch von dem Wertislav gehört, wie sie gehaust haben. Selbst Frauen und Kinder haben die Holsaten niedergemacht, und der Pfaff sang dabei Lieder zum Preise ihres Gottes. Da kann man den Slaven schon nicht verdenken, wenn sie Gleiches mit Gleichem vergelten."

„Mein Vater aber," erwiderte Dittmar respektvoll, aber beharrlich, „hat sich nie an Kindern und Frauen vergriffen. Er hatte auch mit Slaven nie gekämpft, soviel ich weiß, und so war er unschuldig. Ich werde doch Rache nehmen, Vater." Er nannte Heimo immer so, obgleich der Unterschied an Jahren eher „Ahn" rechtfertigen würde.

„Von der Achsel dir schiebe, was übel dich dünkt und richte dich stets nach dir selber," meinte Ortwin, der Schwiegersohn, die alte Weisheit zitierend. „Laß ihn, Vater. Er hat schon recht. Erinnere dich, daß Dag Rache nahm, obgleich er Helge heilige Eide geschworen. Und doch brachte er ihn um, wie es die Sitte erfordert; wenn auch nicht im offenen Kampf, wie es besser und schöner wäre."

Der Blick des Alten wurde ehern. „Solange ich lebe," sagte er leise, aber so, daß es dagegen kein Widerspruch gab, „wird kein Blut zwischen uns und den Slaven sein. Dittmar, wenn du großjährig bist und fähig, deinen Hausstand zu gründen, magst du selbst entscheiden. Dann aber wirst du das Band zu meiner Sippe selbst lösen,

wenn auch im Guten, nicht im Bösen, solange du nach Gesetz und Recht handelst."

„Ich habe es gehört, Vater," antwortete Dittmar — das Gespräch fand statt, als er erst fünfzehn Winter alt war. Und er wartete.

Nun lagen aber die Slaven in dauernden Kämpfen mit den christlichen Sachsen und Dänen. Bald war es Kanut, der Dänenkönig, bald der Schauenburger Adolf, bald der Herzog Bernhard, die mit Heeresmacht in die Wälder brachen, slavische Dörfer niederbrannten zur größeren Ehre des Christengottes und heilige Haine niederhieben, um an ihrer Statt steinerne oder hölzerne Häuser für ihren gekreuzigten Gott aufzurichten und dort Schwarzröcke anzusiedeln. Die Slaven wiederum zerstörten diese seltsamen Gotteshäuser, vertrieben die Mönche oder machten sie nieder, wenn sie sich zu unverschämt gebärdeten. Es war kein Krieg und doch ewige Fehde, da auch herrenlose Haufen entlaufener Höriger ins Slavenland kamen, um Beute und Weiber zu suchen, und brandschatzten und plünderten nicht schlechter als die Ritter mit goldenen Sporen und bunten Speerwimpeln.

Es war keine Zeit, um Rache zu nehmen, denn dazu hätte Dittmar den Pommernkönig Boguslaw selbst zum Zweikampf fordern und die Slaven ihres Führers berauben müssen. Und das Leben im Urwald und die Beobachtung der Umwelt mit wachen Augen hatten ihn mehr als die spärlichen Worte des alten Heimo gelehrt, daß Pommern tatsächlich das letzte Bollwerk der alten Freiheit gegen das unaufhaltsam nach Osten vordringende Christentum bildete. So durfte Pommern nicht geschwächt werden, im Gegenteil. Zwar enthielten sich die unter den Pommern lebenden

Sachsen direkter Teilnahme an dem Kleinkrieg an den Grenzen. Vertraglich waren sie ja nur verpflichtet, im Falle eines regelrechten Krieges ihre Mannschaft zu stellen. Aber manchmal zuckte es Dittmar in den Gliedern, wenn er von neuen Schandtaten der christlichen Heere hörte oder gen Osten ziehende, aus verbrannten Dörfern vertriebene Grenzpommern sah. Er schämte sich gewaltig, daß man auch seinen Vater für diese Raubzüge mißbrauchen wollte, indem man ihn ins Slavenland als Burgvogt schickte.

Doch eines Tages sollte er auch die andere Seite zu hören bekommen, was zwar keine Sinnesänderung in ihm verursachte, ihn jedoch veranlaßte, die Dinge mit anderen Augen anzuschauen.

Heimos zweitjüngster Sohn Hinnerk ward von einem Urochs angestoßen und lag siech auf seinem Hof, auf dem seine Hausfrau Elke nun allein waltete. Der Alte rief Dittmar zu sich und befahl ihm kurz, der Base in der Erntezeit behilflich zu sein, weil sie wohl mit den Knechten allein nicht fertig werden würde. Der Hof Hinnerks aber lag von allen Sachsenhöfen im Pommerland am nächsten der Grenze. Zwar trennte ein breiter Gürtel Urwald die Felder Hinnerks von den Wiesen des Klosters, das als vorgeschobener Posten mit hohen Mauern und Türmen weit in das Pommerland hineindrohte, doch immerhin war die Nachbarschaft nicht so, daß man den Hof gern allein ohne männlichen Schutz ließ.

Dittmar sattelte Grane, den Rapphengst, schnallte die von Mutter Isburg sorgsamst gefüllten Ledertaschen an den Sattel, warf den langen blauen Wollmantel um, stülpte die Sturmkappe auf die blonden Locken, nahm den schwe=

ren, eigens für seine Kraft zugemessenen eschenen Speer in die Linke und schwang sich aufs Roß.

„Grüß Hinnerk und Elke," sagte Frau Isburg, die Hand auf Dittmars Schenkel, während der Hengst schnarchte und Schaum vom bronzenen Gebiß herabtropfen ließ. „Und vergiß nicht die Kräuter, die ich in die linke Satteltasche gepackt habe. Die helfen, sag' Elke."

„Geh den Christen aus dem Wege, Dittmar," ermahnte Heimo ernst. „Es ist nicht unsere Sache, wegen Kleinigkeiten mit ihnen in Fehde zu kommen. Aber du bist ja kein Raufbold, ich kenne dich. Also Glück auf den Weg, Sohn, komm gut hin und bald wieder zurück."

Er schlug dem Hengst auf die Kruppe, der aufschnarchend davonpreschte, Dittmars Abschiedsgruß mitnehmend.

Mit Hinnerk ging es schon besser. Das spitze Horn des Wisents hatte zwar ein gewaltiges Loch in seinen Schenkel gerissen. Aber die gesunde Lebensweise, die gesunde Natur des Sachsen und Frau Elkes Kunst und Pflege wurden der Wunde bald Herr. Er saß schon in einem aus Speeren und Fellen gebauten Liegestuhl vor der Haustür, als Dittmar heranritt, und freute sich mächtig auf das Wiedersehen.

„Ich werde schon wohl bald so weit sein, daß ich selbst aufs Feld kann," sagte er fröhlich. „Vorerst aber läßt mich meine Hausfrau hier die Kinder hüten. Selbst ist sie auf dem Acker mit den Knechten. Nimm dir auch eine Friesin zur Frau, Dittmar. Die sind gut und tüchtig, sage ich!"

Dittmar lachte. „Als ob die Frau Mutter nicht eine tüchtige Frau wäre! Auch die Sachsenfrauen sind tüchtig, Hinnerk."

Er half der Hausfrau, indem er sie auf dem Felde ablöste, und unter seiner Mitwirkung ging die Ernte noch so rasch vonstatten. Er befahl nie laut und schalt nie. Aber als einer der Slavenknechte einmal anmaßend wurde und einen Befehl nicht ausführen wollte, schaute ihm Dittmar nur einmal kurz in die braunen Augen, und der Pommeraner duckte sich wie ein gezüchtigter Hund und war von nun an des Eifers voll. Selbst unter Hinnerk haben die Knechte nicht so geschafft wie unter Dittmar. Allerdings werkte er selbst für vier, wenn nicht mehr, und die Knechte schämten sich, zu sehr hinter ihm zurückzubleiben.

„Gönne dir einen Ruhetag, Bruder," sprach öfter Hinnerk. „Du bist hier doch nicht in der Fron, wie die Sachsen drüben in den Wäldern bei den Pfaffen. Nimm den Speer und reite einmal in den Wald. Die Böcke brünsten, und ich wäre selbst gern einmal hingegangen, wenn ich nur könnte. Hörst du sie nicht bellen des Abends?"

Und eines Tages folgte Dittmar den Lockungen der Jagdlust. Auf seinem Grane ritt er über die Felder in voller Bewaffnung — man war doch zu dicht an der Grenze, um die Waffen daheim lassen zu dürfen — aber auch mit einem leichten Jagdspeer in den Wald, als die Schatten länger wurden und die Sonne auf rosigen und goldenen Abendwolken in das dunkle Bett der Baumkronen zu gleiten schien. Er wollte den Abend jagen, die Nacht in der kleinen Jagdhütte Hinnerks mitten im Forst verbringen und auch noch den nächsten Morgen für die Jagd wahrnehmen. Fang und Hasch, Hinnerks Lieblingsrüden, große, starke, wolfähnliche Tiere, trabten mit heraushängenden roten Zungen neben dem Hengst.

Die Jagd war Dittmars vornehmste Leidenschaft. Nicht, daß er wahllos und maßlos das Waldgetier mordete, wenn er es antraf. Aber die feierliche Einsamkeit des Urwaldes, die einem das Herz so wunderbar hebt, der Geruch des Harzes und die wohlige Kühle unter den himmelhohen Gewölben verschlungenen Geästes, das unsagbar aufregende ferne Läuten der Hunde, wenn sie Wild gestellt haben, der Anblick des flüchtigen Wildes oder des den Jäger annehmenden Urochsen oder Ebers, — das war es, was ihn in den Wald zog, und er fühlte sich dabei eins mit all den Geschöpfen des Urwaldes, ein Stück, ein Kind des Urwaldes selbst. Und dann war auch manchmal Kampf da, wenn sich ein Wisent ihm stellte oder ein Bär den Angriff der Flucht vorzog — Kampf und Gefahr, die in heißer Lust Dittmars Herz himmelwärts rissen, daß er nachher vermeinte, an dem Ort geweilt zu haben, den die Christen Paradies nannten.

Nicht selten kehrte er auch ohne Beute aus dem Walde zurück: denn wenn es zu einfach war, Beute zu machen, dann ließ er das Wild laufen. Nie setzte er flüchtigen Säuen oder Urochsen nach, höchstens ließ er manchmal Grane sich in Schnelligkeit mit dem windschnellen Hirsch messen. Diesmal aber hatte ihm Base Elke aufgetragen, einen Rehbock für die nächsten Tage zu bringen, da sie das Fleisch benötigte.

So streckte er mit einem Speerwurf den ersten Bock nieder, den die Hunde aufgeschreckt und ihm zugetrieben hatten und war dabei, ihn waidgerecht zu zerlegen, als plötzlich die Hunde mit wütendem Gebell ins Gebüsch rannten und daraus bald eine menschliche Stimme erklang. Dittmar horchte auf und richtete sich, den blutigen Dolch in

der Hand, auf. Eine Frauenstimme! Hier, mitten im Grenzwald — eine Frau! Und sie sprach sächsisch! Weit und breit lag kein Sachsenhof in der Nähe, das wußte Dittmar nur zu genau. Unschlüssig und befremdet wischte er den Dolch ab, löste Granes Fußfesseln, nahm den Speer. Eine Sachsenfrau konnte nur von jenseits der Grenze gekommen sein. Und allein pflegen christliche Frauen nicht zu reisen, jedenfalls hatte er von solchen Fällen niemals etwas gehört. Also waren christliche Sachsen mit dabei. Dittmars Brauen zogen sich zusammen.

Da brachen wieder die Hunde aus dem Gebüsch auf die kleine Lichtung heraus und hinter ihnen zwei Rosse, ein leichter, nerviger Schimmel und ein schwerer Brauner. Dittmars Augen sahen im Halbschatten goldenes Zaumzeug und breite, verzierte Geschirr-Riemen mit goldenen Schnallen aufglitzern, dann aber wandte er sich der Reiterin zu, die von ihrem Schimmel herab die sie wütend anspringenden Hunde mit einer schlanken Reitgerte abwehrte.

Und ihre Erscheinung fesselte den jungen Sachsen so, daß er keinen Blick für ihren Begleiter hatte und ganz vergaß, die Hunde zurückzupfeifen. Langes blondes und lockiges Haar der Reiterin schimmerte zauberhaft golden, unter einer Chapel, einem mit lebenden Blumen umwundenen goldenen Reifen herab auf Schulter und Rücken fließend. Ein silberbestickter, hellblauer Mantel umgab die schlanke Gestalt in weiten, weichen Falten, und darunter war der ebenfalls reich am Saum bestickte schneeweiße Rock sichtbar. Leicht saß die in dieser Umgebung unwirkliche Erscheinung seitwärts auf höfische Art im Sattel und hielt mit der Linken fest den tänzelnden und schnaubenden Schimmel, den die Hunde wütend umspran-

gen, im Zug. Besonders der goldene Glanz des Haares ließ die Frau in Dittmars Augen fast als eine Göttergestalt erscheinen — er wußte nicht, daß höfische Frauen der Zeit sich Goldfäden ins Haar zu flechten pflegten.

Die Reiter erblickten Dittmar, und die Frau rief ihm zornig in einem Sächsisch, das ihm sonderlich vorkam, zu:

„Gehören die Hunde dir? Ist das Art hierzulande, edle Frauen von Hunden hetzen zu lassen? Wenn ich nicht tierlieb wäre, würde ich die beiden Rüden erschlagen lassen!"

Dittmar schüttelte sich von der ihn lähmenden Verwunderung frei. Er pfiff den Hunden, die augenblicklich gehorchten, wenn auch knurrend und zähnefletschend.

„Verzeih, Jungfrau," sagte Dittmar, seine Sprache wiederfindend. „Ich... Es pflegen hier keine Jungfrauen durch den Grenzwald zu reiten. Es hat mich... Ich war zu überrascht."

Sie schaute ihm mit unwilligen Augen ins Gesicht. Ein hochmütiger Zug war um ihren geschwungenen kleinen Mund.

„Bist du des Klosters?" fragte sie von oben herab.

Dittmar zwinkerte verständnislos. „Des Klosters?..." wiederholte er. „Wieso des Klosters? Ich bin Dittmar, Heimos Sohn, ein freier Sachse."

Der Begleiter der Frau schob seinen Braunen an die Seite des Schimmels, beugte sich zum Ohr der Frau und flüsterte etwas. Dittmar sah, daß seine Hand nach dem Schwertknauf faßte. Er war ein älterer, schon graubärtiger Mann in leichtem Harnisch und mit Sturmhaube. Eine breite Narbe lief vom linken Augenwinkel bis zum

Ohr über sein braunes Gesicht und stach weiß von der Sonnenbräune der Haut ab. Das Gesicht der Jungfrau ward noch hochmütiger.

„Führe uns zu dem Kloster zurück, Mann," sagte sie befehlend. „Und wenn du uns wohlbehalten dahin bringst, so mag dir der Frevel vergeben sein, in dem Klosterwald gejagt zu haben."

Heißes Rot stieg in Dittmars gebräunte Wangen. Trotzig warf er den Kopf zurück, dann mußte er aber lachen.

„Ob ich dich hinführe, Jungfrau, oder nicht, ist mein freier Wille," sagte er dann in das zorngerötete Gesicht des Mädchens. „Mir hat noch keiner je befohlen und wird auch keiner zu befehlen haben. Habe ich dir nicht gesagt, daß ich ein freier Sachse bin?"

„Weißt du, wer ich bin?" flammte ihn die Jungfrau an, während der Mann mit der Schramme sich verdächtig an den Zügeln seines Rosses zu schaffen machte. Dittmar erriet seine Absicht und lächelte breit. Mit einem Satz saß er auf Granes Rücken, der sich unter seinem Gewicht spielerisch aufbäumte und schnarchte. Mit eiserner Hand riß ihn sein Reiter auf alle vier Beine zurück und wog wie nachdenklich den überlangen und dicken Speer in der Rechten. Der fremde Reiter zog sich einige Schritte zurück, um für den Kampf frei zu werden. Doch das Mädchen drängte den Schimmel dicht an Dittmars Seite und hob drohend die Reitgerte:

„Weißt du nicht, wer ich bin, Knecht?" rief sie noch einmal.

Dittmar zuckte nicht mit der Wimper und sah ihr ruhig ins zornige Auge: „Weiß nur, daß du nicht weißt, wie sich ein Gast zu benehmen hat, wenn er um Hilfe bittet," sagte er ruhig. Nun hatte sein Auge die feinen Goldfäden im Haar der Fremden entdeckt, und der letzte Rest des Ueberirdischen wich von dem Mädchen. Aber schön war sie, über alle Maßen schön mit den hochgeröteten Wangen und blitzenden blauen Augen! Und bewundernd, trotz aller empfangenen Beleidigung, hing Dittmars Blick an der Fremden.

Sie ließ plötzlich die Gerte sinken. „Du bist ein grober Bauernklotz," sagte sie. „Du wirst deiner Züchtigung nicht entgehen. Führ uns jetzt hin!"

Dittmar schüttelte den Kopf. „Ich kenne hier den Wald nicht. Außerdem ist es spät, wir müssen hier nächtigen. Wenn ihr wollt, so könnt ihr in meines Bruders Jagdhütte übernachten." Und nach kurzer Pause fügte er hinzu, gleichsam um sich selbst eine Erklärung zu geben, warum er die unhöfliche Fremde nicht einfach abwies: „Zwar bist du nicht höflich und gutartig. Aber es ist nicht Sachsensitte, einen Hilfe suchenden Fremden unerhört ziehen zu lassen."

Der Mann mit der Schramme ritt wieder zum Mädchen heran, und seine Haltung bewies selbst dem unerfahrenen Sachsen, daß er so etwas wie ein Dienstmann der Jungfrau war. Dittmar schüttelte den Kopf. Bei den Sachsen im Pommerland hatte er so etwas nicht kennen gelernt. Da waren sie alle gleich, und nur die Aelteren genossen die Ehrfurcht der Jugend. Und hier war es umgekehrt. Es geht in der Tat seltsam zu in christlichen Landen. Heimo hatte schon recht.

Die beiden berieten eine Weile. Dann wandte sich der Mann mit der Schramme an Dittmar, und sein Ton war der eines Gleichen zu Gleichem:

„Wer bürgt uns, daß wir sicher sind, daß die Jungfrau Mechthildis," verbesserte er sich, „sicher ist unter deinem Dach?"

Dittmar zuckte die Achseln. „Ihr könnt mich ja ebenso im Schlaf umbringen," sagte er gleichgültig. „Ich frage aber nicht, wer mir für mein Leben bürgt. Gegen Meintäter ist man machtlos. Und solche gibt es unter uns freien Sachsen nicht. Bei euch Christen scheint es damit anders bestellt zu sein, sehe ich."

Wieder flüsterten die beiden, dann sagte der Alte, während die Jungfrau sich zornig auf die Unterlippe biß: „Wir vertrauen deinem Wort, Mann. Führe uns."

„Bei uns sagt man „Herr", wenn man den Namen nicht kennt," bemerkte Dittmar beiläufig, und Röte stieg in die Wangen des so Verwiesenen.

„Verzeih, aber du trägst keine Sporen," brummte er.

„Aha, die Sporen werden bei euch mit „Herr" angeredet," meinte Dittmar ruhig. „Na, Herr," er betonte diese Anrede besonders, da sein Blick die kleinen goldenen Sporen an den Hacken des Fremden entdeckte, „dann reiten wir eben. Ich will nur den Bock hier fertig ausnehmen. Base Elke braucht ihn nämlich morgen zu Tisch."

„Beeil' dich, es wird dunkel," sagte die Jungfrau scharf.

„Wir werden den Weg schon finden," erwiderte Dittmar gleichmütig, ohne von seiner Arbeit am gefällten Bock aufzuschauen.

Sie ritten dann schweigend durch den dunklen Wald, während die Hunde irgendwo vorn Jagd auf eigene Gefahr machten, weil der Herr auf ihr Geläut nicht achtete. Der Mond stand schon hoch oben im blauen Samt des Himmels und schoß silberne Pfeile durch das Geäst, als sie endlich vor Hinnerks kleiner Jagdhütte am Grunde einer tiefen Schlucht anlangten, durch die ein kleines Bächlein leis klingelte und raunte unter gefiederten Farnkräutern und durch dichtes Gebüsch. Dittmar wies mit einer Handbewegung nach der Tür und sagte:

„Sattelt ab. Ich werde Feuer machen, und du kannst uns Fleisch zubereiten." Er wandte sich zwar nicht direkt an die Jungfrau, doch es war unverkennbar, daß die Aufforderung ihr galt. Sie lachte zornig auf und murmelte einige Worte, die Dittmar nicht verstand. Er begriff aber, daß er sie irgendwie beleidigt haben mußte, doch war es ihm beileibe nicht klar, wodurch. Es war doch selbstverständlich, daß, während die Männer die Pferde versorgten und Feuer anmachten, das Mädchen das Essen zuzubereiten hatte. Es war die übliche Arbeitsteilung und hatte nichts Beleidigendes an sich. Die Christenfrauen schienen aber seltsame Geschöpfe zu sein.

Er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und versorgte den Grane, indem er seine Vorderbeine fesselte und ihn im Gras der Schlucht weiden ließ, nachdem er ihm Sattel und Zaumzeug abgenommen. Dann machte er sorgsam Feuer an mit trockenen Zweigen und Stahl und Stein, holte Wasser aus dem Bach in dem uralten bronzenen Kessel, packte seine Satteltasche aus, die Brot, kalten Schinken, Salz und Butter enthielt und breitete das alles auf sauberen großen Blättern der Klettenpflanzen aus, die

im Ueberfluß in der Schlucht wuchsen. Inzwischen hatte der Mann mit der Narbe beide Rosse versorgt, auch seinen Fellsack geöffnet und eine Weinflasche entkorkt, die ihm vom Sattel hing. Das junge Mädchen aber saß mit auf den Knien gefalteten Händen vor dem Feuer, schaute mit abwesendem Blick hinein und tat, als wäre es die gewöhnlichste Sache der Welt, daß sie so von zwei Männern bedient wurde.

Sie griff aber wortlos und tapfer zu und verschmähte auch Dittmars Schinken und Butter nicht, als wäre das ihr gutes Recht. Einen kleinen Schluck roten Weins, den ihr ihr Begleiter in einem kleinen Silberbecher kredenzte, wies sie auch nicht zurück, Dittmar dagegen, der das rote Getränk nicht kannte, schüttelte zum Angebot des Alten nur den Kopf. Dieser lachte heiser, goß sich den Becher in die Kehle, füllte ihn noch einmal und leerte ihn wieder auf einen Zug.

„Ein seltsamer Heiliger seid Ihr, Herr! Kennst den Wein nicht?" sagte er, redselig werdend. „Die schönste Gabe des Herrn. Doch wir sind dir schuldig, unsere Namen zu nennen, wenn wir deine Gastfreundschaft genießen."

„Ihr seid mir nichts schuldig," sagte Dittmar gleichmütig, die Flasche mit Met von den Lippen absetzend. „Bei uns nennt man zwar immer den Namen, wenn man einem Fremden begegnet. Bei euch mag es anders sein."

„Teufel!" rief der Alte und schlug sich mit der geballten Faust auf die Schenkel. „Ich lasse mich sonst nicht von einem Grünschnabel dreimal über die höfische Art belehren!" Dann aber lachte er. Dittmars ruhige Art



gefiel ihm außerordentlich. „Aber du hast schon Recht, und es sind auch keine Zeugen da. Die edle Jungfrau hier ist die Tochter des Grafen Ludwig von Halten und ihre Mutter ist eine Base des Herrn Herzog Heinrich, den sie den Löwen nennen. Ich aber heiße Bernhard, bin der Herr von Wiesen und Dienstmann des Herrn Grafen. Wir jagten heute morgen hier in dem Klosterwald und Jungfrau Mechthildis verfolgte einen Hirsch, der seitwärts abging. Ich folgte ihr, und nun haben wir uns verritten in dem verdammten Walde."

„Ich weiß nicht, was ein Dienstmann ist," antwortete Dittmar und bemühte sich, höflich zu sein — es waren doch seine Gäste, obschon die Jungfrau immer noch stumm blieb und auf die Unterlippe biß. „Bei uns gibt es nur Herren — das sind wir, die Sachsen, und Knechte. Das sind die Slaven, die bei uns arbeiten."

„Verflucht, Mann!" rief der Herr von Wiesen zornig. „Willst du mich Knecht heißen?"

Dittmar schaute ihn verwundert an. „Nein, Herr. Ich sage nur, daß wir keine Dienstleute kennen."

„Wie sollen auch Bauern Dienstmannen kennen," warf die Jungfrau verächtlich ein. Dittmar entging ihre Absicht, ihn zu kränken, nicht, obgleich er nichts Beleidigendes in ihren Worten fand. Bauern waren sie ja, sie bebauten ihre Scholle als freie Herren und dienten niemand und kannten keinen Herrn über sich. Es war doch nichts Schimpfliches darin, Bauer zu sein. Er schwieg.

„Na ja," sagte der Ritter und lachte wieder. „Bei euch ist es eben anders. Bei uns wieder — auch anders. Bei uns gibt es große Herren, die viele Dienstmannen haben. Die allein es gar nicht vermögen, auf ihr Land aufzupassen, daß alles in Ordnung ist, daß die Zehnten und die Abgaben alle rechtzeitig eingehen, daß die Felder alle bestellt werden, daß keiner es wagt, ins Land einzubrechen. Und da hat er Dienstmannen, der Herr Graf, die das für ihn besorgen. So sitze ich auf Ravenhorst als Vogt, wo jetzt Jungfrau Mechthild zu Besuch weilte, bevor sie nach Jerichow aufbrach, um den heiligen Johannes den Täufer anzubeten."

Dittmar verstand nicht die Hälfte davon, was der Mann ihm erzählte — nicht etwa, weil die Sprache des christlichen Sachsen viel anders war, als er sie an Heimos Hof gelernt, sondern weil es ihm völlig fremde Begriffe waren, die da auftauchten. Zehnten und Abgaben, Vogt und Anbeten — all das war ihm völlig unbekannt, und der Ritter hätte ebensogut Latein mit ihm reden können. Doch Dittmar besorgte, in seiner Unwissenheit durch unbedachte Fragen die Fremden wieder zu beleidigen, und schwieg. Eine Eule strich mit feinem Pfiff über das Lager-

feuer. Irgendwo in der Ferne stöhnte und juchzte der Uhu, der Herr der Nacht. Und Dittmar, der all diese Geräusche der Nacht kannte und mit ihnen vertraut war, schaute den alten Ritter staunend an, der sich beim Uhuruf mit unverkennbarer Furcht bekreuzigte. Er verschluckte aber die Frage nach dem seltsamen Tun des Gastes und erhob sich. „Der Mond steht hoch. Es ist Zeit, schlafen zu gehen."

„Ich schlafe draußen," entschied die Jungfrau trotzig, und Dittmar lachte:

„Die Mücken werden dich schon hineintreiben." Und ohne sich weiter um sie zu kümmern, holte er einen brennenden Zweig aus dem Feuer, bückte sich tief in der niedrigen Türöffnung und trat in die Hütte ein. Hm, die Luft war nicht gerade sehr angenehm, muffig und feuchtkühl, aber immerhin besser als die unzähligen Mücken, die des Nachts unbestrittene Herrscher des Urwaldes waren. Er breitete seine Satteldecke auf der niedrigen, breiten Holzpritsche aus, wollte sich schon darauf ausstrecken, bedachte aber, daß den Gästen der Vorrang gebührt. Er kroch wieder aus der Hütte heraus und sagte:

„Komm, Jungfrau, die Hälfte meiner Decke ist für dich."

Er war baß erstaunt, daß sie wütend den Kopf hochwarf und mit der Fußspitze ins Feuer stieß, daß Funken aufsprühten.

„Ist es nicht besser," meinte der Ritter, „wenn einer Wache hält? Wer weiß, was für ein Gesindel sich hier herumtreibt im Walde."

„Die Hunde wachen für uns und besser," antwortete Dittmar. „Wir können getrost schlafen."

Er sah, wie die Jungfrau Mechthildis mit der kleinen Hand bald auf die eine, bald auf die andere Backe, bald auf die Stirn, bald auf das kleine Ohr klatschte und lachte leise in sich hinein. Die Mücken, die spaßen nicht in den pommerschen Wäldern. Und da erhob sie sich schon, zornig und empört, raffte den Mantel zusammen und trat an ihm vorbei in die Hütte. Dittmar leuchtete ihr mit dem brennenden Zweig. Sie blieb eine Weile unschlüssig vor der Pritsche stehen, dann raffte sie rasch die weiche dicke Filzdecke beiseite, warf ihren Mantel ab, breitete ihn auf der Pritsche aus, legte sich darauf und wickelte sich mit dem Kopf darin ein. Breit und lang genug war er ja dazu.

Ritter Bernhard kroch ächzend ebenfalls hinein, schnüffelte, fluchte halblaut und streckte sich auf der einen Hälfte der Decke aus, die andere Dittmar belassend. Dieser warf den Zweig ins Feuer, legte noch mehr und feuchtes Holz dazu, damit das Feuer nicht ausging, und folgte dem Beispiel der Gäste.

Doch der Schlaf wollte nicht kommen. Lange lag er wach, und sein Herz und Kopf waren übervoll. Zwar war die Jungfrau unfreundlich und hoffärtig, aber das mochte drüben im Christenlande Sitte sein, wer weiß. Und schön war sie — Dittmar hatte noch nie so schöne Frauen gesehen. Narr, er wußte nicht, daß die Kleidung ein gut Teil der Schönheit ausmachte, daß die sächsischen Mädchen, die er kannte, nur darum neben dieser christlichen Jungfrau verblaßten, weil ihre Kleidung schlicht und einfach war. Jedenfalls schien ihm die Jungfrau Mechthildis die schönste auf Erden zu sein. Wenn er ihr sagte, daß er auch von drüben stammte, würde sie dann anders zu ihm wer-

den? Doch er verwarf es sofort. Mit solchen Mitteln kämpft man nicht um eine Jungfrau, Freund Dittmar. Wenn sie dich mag, soll sie dich so mögen, wie du bist. Aber eine Neugier beschlich ihn, das Land kennen zu lernen, aus dem solch schöne und hochgemute Jungfrauen kamen.

Doch das war ja unmöglich. Sie duldeten dort drüben nur Christen. Er würde dann dem Kreuz huldigen müssen, dem Pfaffen die Hand küssen, vor Götzen knien in dunklen Kirchen. Nein, das ging nicht. Aber... schade. Er fühlte, wie sein Herz sich zusammenkrampfte beim Gedanken, beim Morgengrauen würde die Jungfrau mit ihrem Begleiter fortreiten, und nie mehr, nie würde er sie wiedersehen. Er warf sich auf dem harten Lager hin und her, und erst gegen Morgen, als die Sterne draußen schon blaß zu werden begannen, schlief er fest und traumlos ein.

Das wütende Gebell der beiden Hunde weckte ihn plötzlich. Er konnte nicht lange geschlafen haben; denn es war noch dunkel, wenn auch der Himmel die graue Färbung des nahenden Morgens angenommen hatte. Im Zwielicht sah er, daß auch seine Gäste wach waren und, auf dem Ellbogen aufgerichtet, dem Gebell lauschten.

„Ich schaue mal nach," sagte er gähnend und kroch gemächlich aus der Hütte heraus. Es schien ihm, daß Männerstimmen durch das Gebell zu hören waren. Es mußten Fremde in der Nähe sein. Er griff nach dem Schwert, das mit dem Gurt zusammen am Türpfosten hing, schnallte um und stülpte die Sturmkappe auf den Kopf. Der Ritter hatte schon recht. Allerlei Gesindel trieb sich hier in den Wäldern an der Grenze herum, Sachsen

und Slaven, Christen und Nicht-Christen, plündernd und mordend.

Das Gebell kam näher, die Stimmen wurden lauter, deutlicher. Dittmar glaubte, slavische Laute wahrzunehmen. Das beruhigte ihn, obgleich er keine Furcht vor einem Kampf hatte. Aber die Jungfrau da drin in der Hütte, die durfte nicht in Gefahr kommen, von ruchlosem, heimatlosem Gesindel geraubt zu werden.

In der Tat, es waren Slaven. Dittmar hörte, wie sie auf pommeranisch auf die Hunde einschimpften. Der Ritter, gerüstet und mit gezogenem Schwert, trat an die Schwelle. Dittmar winkte ihm, die Waffe einzustecken.

„Sie tun uns nichts," sagte er. „Es sind Pommeraner. Sie jagen wohl."

„Daß sie nur nicht auf uns jagen," meinte der Ritter, und plötzlich glimmte Verdacht in seinen blauen Augen auf. Seine Brauen zogen sich zusammen: „Hast du uns etwa hergelockt, um uns den Slaven auszuliefern?"

Erst schaute ihn Dittmar verständnislos an, dann aber stieg Zornesröte in seine Wangen. „Es ist vielleicht bei Christen Brauch," sagte er schneidend, „Gäste zu verraten. Bei uns freien Sachsen, die wir nach altem Gesetz leben, ist so etwas nicht Sitte."

Der Ritter schwankte einen Augenblick, dann steckte er das Schwert ein und streckte dem Jüngeren die Rechte hin: „Verzeih. Ich wollte dich nicht kränken. Aber man hat allerlei erlebt in diesen Grenzkriegen."

Dittmar konnte darauf nicht antworten. Einige dunkle Gestalten rutschten mehr als sie liefen den Abhang herunter, von den wütenden Hunden umsprungen, und näher-

ten sich der Hütte. „Hier werden sie sein!“ rief der Vorderste auf Pommeranisch. Sie hatten Schwerter in den Händen und sicher keine friedlichen Absichten. Als sie etwa zehn Schritt von der Hütte entfernt waren, rief Dittmar sie in ihrer Sprache an. Seine Kenntnis des Slavischen war zwar begrenzt, doch genügte sie fürs nächste. Die Slaven blieben einen Augenblick stehen und maßen Dittmars riesenhafte Gestalt mit den Blicken.

„Heimos Dittmar!“ rief der eine von ihnen erkennend. „Wie kommst du hierher!“

„Ich bin jetzt auf Hinnerks Hof und jage hier,“ antwortete der Sachse.

„Hast du sie vielleicht gesehen? Getroffen? Die Spur gesehen?“ Sie fragten alle durcheinander im Näherkommen. Den Ritter, der im Schatten der Hütte stand, konnten sie in der beginnenden Dämmerung nicht erkennen.

„Wen gesehen?“ fragte Dittmar zurück. „Hinter wem seid ihr her?“

„Hinter dem Bluthund von Ravenhorst! Hinter der Grafentochter! Sie haben sich gestern von der Jagd entfernt. Wadim erspähte sie, meldete das dem Fürsten. Jetzt sind wir alle hinter ihnen her.“

Dittmar fühlte, daß der Ritter ihn von hinten leise anstieß. Er kümmerte sich um das unverstandene Zeichen nicht und fragte: „Ist der Fürst hier? Boguslav? Wo ist er?“

„Oben bei den Pferden. Sollen wir ihn herholen? Da kommt er schon.“

Weit auf die Kruppe des Rosses zurückgelehnt, kam Boguslav den steilen Abhang heruntergeritten, daß der

buschige Schweif des Fuchses die Erde fegte. Fröhlich begrüßte er den jungen Sachsen.

„Hast unser Edelwild nicht gesehen, Herr Dittmar? Weißt du, hinter wem wir her sind? Ein edles Wild, sage ich dir!"

Dittmars Muskeln spannten sich, während er gelassen antwortete:

„Dein Wild, Fürst Boguslav, hat ein anderer gefangen, vielmehr in seinen Schutz genommen."

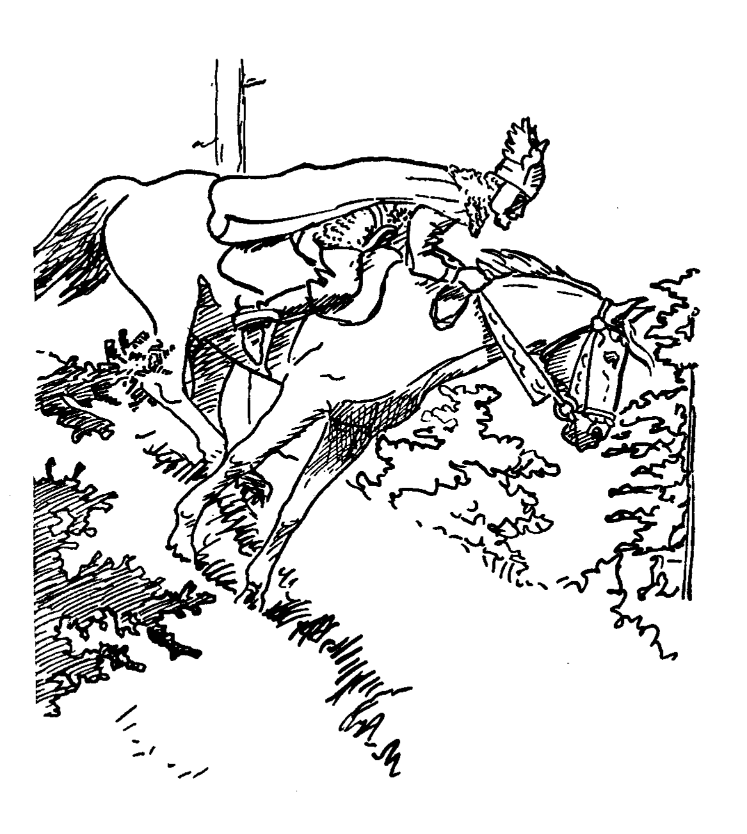
„Was? Wer? Es ist mein Wild, Herr Dittmar!" Der Fuchs tänzelte unter dem rotbemäntelten Reiter.

„Das wußte ich nicht, Boguslav. Aber auch wenn ich's gewußt hätte: die Fremden kamen zu mir und baten um Geleit. Ich habe es ihnen zugesagt, ohne zu wissen, wer sie sind. Und ich werde ihnen dieses Geleit geben. Sie stehen unter meinem Schutz."

„Beim Tschernobog!" fluchte der Fürst. Dann beherrschte er sich aber. „Was heißt hier Geleit und Schutz! Einem tollen Hund bietet man kein Geleit an! Weißt du, wer der Mann ist?" Er wies mit der ausgereckten Rechten auf den Ritter, der nun im ersten Morgenlicht erkennbar war. „Weißt du das, Herr Dittmar?"

„Er hat mir seinen Namen genannt, aber ich weiß nichts von ihm. Ich habe ihm Schutz versprochen, Fürst Boguslav, und ich muß mein Wort halten. Du wirst nicht wollen, daß ich mein Wort breche. Das wäre gegen alle Sitte und alles Gesetz."

„Sitte! Gesetz!" rief der andere wütend. „Hör' zu, Herr Dittmar. Der Mann da ist der Vogt von Ravenhorst. Weißt du, was Ravenhorst ist? Ein Pfahl im Fleische Pommerns! Da sitzen sie in ihren Mauern, brechen nächt-



lich hin und wieder heraus, brennen unsere Dörfer nieder, schänden unsere Jungfrauen und schleppen Gefangene mit, die sie in Ketten an ihre Pflüge fesseln und schinden, bis sie krepieren, oder sie hacken ihnen die Hände ab, blenden sie oder schneiden ihnen die Zungen heraus! Und ihre Pfaffen singen ihre heiligen Lieder dazu. Dem Mann hast du Schutz und Geleit versprochen? Das kann dein Ernst nicht sein!"

Unwillkürlich rückte Dittmar von dem Ritter etwas ab. „Ist das wahr, Herr?" fragte er. Da er mit Boguslav sächsisch sprach, mußte der Fremde sie verstanden haben. Der Ritter spannte die Brust, trat vor:

„Du kennst den Grenzkrieg, Fürst Boguslav," sagte er ruhig. „Wer hat die acht Knechte im Walde bei der Furt gefangen und sie mit abgeschnittenen Ohren und Nasen wieder zurückgeschickt? Wer hat das Vorwerk am See niedergebrannt und die Weiber und Kinder ins Feuer zurückgeworfen, als sie fliehen wollten? Wie der eine, so der andere. Wir haben uns nichts vorzuwerfen, Fürst Boguslav."

„Wer hat euch in unser Land kommen geheißen, Bluthund? Wer heißt euch unsere heiligen Haine niederbrennen und eure Kreuze dahin pflanzen? Wer gibt euch das Recht dazu? Haben wir euch zuerst angefallen oder ihr uns? Drängen wir euch unsere Götter auf? Heißen wir euch dem Swäntowit opfern oder dem Tschernobog? Warum wollt ihr uns unters Kreuz zwingen?"

„Da sei Gott vor," sagte der Ritter, sich bekreuzigend, „daß wir euern Dämonen opfern sollten! Unser Gott, der Herr, schickt uns her, um euch das Licht zu bringen."

„Ein schönes Licht," höhnte der Slave. „Die Zehnten und die feisten Pfaffen und die dunklen Tempel!" Er wandte sich zu Dittmar: „Du siehst, der Mann hat sein Leben verwirkt. Gib ihn heraus und die Maid dazu. Es ist unsere Beute."

Nicht einen Augenblick schwankte Dittmar. Und es bedurfte dessen nicht, daß die Jungfrau in diesem Augenblick, stolz, hochmütig und strahlend im Morgenlicht, vor die Hütte trat. Er schüttelte den Kopf und sagte fest:

„Es kann nicht sein, Fürst Boguslav. Ein Wort ist ein Wort und kann nicht gebrochen werden. Es wäre nicht Sachsensitte. Und wenn du meinst, ich habe unrecht, so komm. Ich stehe dafür ein, was ich sage. Möge das Schwert entscheiden."

Der Fürst fluchte unbeherrscht, doch im nächsten Augenblick gewann er seine Selbstbeherrschung wieder.

„Du bist ein Narr, Herr Dittmar. Ihr Sachsen seid eben Narren. Bei Verden haben eure Ahnen gespürt, was eure Treue heißt. Sie verließen sich auf das Wort Karls des Franken. Was geschah? Fünftausend Edlinge wurden an einem Tage niedergemacht wie Verbrecher, wie Meindinge, durch des Henkers Schwert. Aber dir lasse ich die Gefangenen nicht. Und nur weil ich deinem Pflegevater ein Freund bin, mache ich dir den Vorschlag: Bringen wir die Sache vors Wetsche. Der Thing mag entscheiden, wer von uns recht hat, du oder ich."

Dittmar schüttelte den Kopf. „Es kann nicht sein, Fürst Boguslav. Die Sache ist klar ohne Thing. Die beiden Fremden stehen unter meinem Schutz. Ich werde sie bis an die Grenze bringen. Das sage ich. Und ich will sehen, wer mich daran hindern will."

Der Fürst warf einen Blick auf die im Halbkreis um die Hütte stehende Schar seiner Leute. Es waren wohl zwanzig, zwar leichtbewaffnete, aber kampferprobte Männer da, und der Junge da war wahnsinnig. Zwar war er stark, so stark, daß es nicht leicht sein würde, ihn zu überwältigen. Aber schließlich hatten seine Leute Bogen und Pfeile. Da konnte der Riese nichts ausrichten. Boguslav preßte die Lippen zusammen und rief seinen Mannen einen kurzen Befehl zu. Sie traten einige Schritte zurück,

und die Sachsen sahen, daß sie ihre Bogen vom Rücken nahmen, spannten und Pfeile aus den Köchern holten.

Dittmar zog das Schwert, dessen breite, lange Klinge wie blutübergossen im Licht der Morgenröte aufglühte. „Tritt in die Hütte, Jungfrau," sagte er ruhig, während seine Augen in heißer Kampfeslust aufleuchteten. Auch Ritter Bernhard zog blank, und sein Gesicht zeigte keinerlei Veränderung bis auf das grausame, stolze Lächeln, mit dem er den Feinden entgegenschaute.

„Hör zu, Herr Dittmar!" rief Boguslav. „Du bist ein wackerer Held, ich weiß es. Dein Vater war auch einer. Er fiel von meiner Hand vor zwanzig Jahren. Und es würde mir leid tun, wenn du auch von meiner Hand fallen würdest. Ich bin ein Freund deines Pflegevaters, Dittmar. Ich will ihm nicht weh tun. Es ist nichts Ehrenrühriges, was ich von dir verlange. Gib nach, stelle dich mit den Gefangenen dem Thing. Laß die Alten entscheiden. Ich schwöre dir bei Tschernobog, ich werde mich dem Spruch des Things fügen. Und eure Alten haben darin ebenso Stimmen wie unsere; denn du wirst sterben, wie eure Ahnen bei Verden an der Aller gestorben sind: um nichts!"

„An ihrem Tod lernen wir selbst sterben, wie es Helden geziemt," antwortete Dittmar mit zusammengepreßten Zähnen. Die Erwähnung seines Vaters ließ blutige Sonnen vor seinen Augen kreisen. Jetzt kam der Augenblick, Rache für den Vater zu nehmen oder zu sterben auf Sachsenart. Er bückte sich leicht zum Sprunge, um gegen den Gegner anzulaufen, als plötzlich eine schlanke Gestalt in wehendem hellblauen Mantel vor ihm auf-

tauchte, die Hand befehlend und trennend erhoben. Er richtete sich wieder auf, bestürzt, erstaunt, ärgerlich.

„Halt!" befahl die Jungfrau. Sie befahl, und ihr Ton war so, daß selbst die Slaven ihre Bogen senkten. „Es wird hier nicht gekämpft! Wir stellen uns selbst euerm Thing! Wer im Recht ist, hat sich vor einem Spruch nicht zu fürchten!"

„Laß uns unsere Sache austragen, Jungfrau," sagte Dittmar ärgerlich. „Es ist keine Frauensache, das."

„Sie hat recht," flüsterte der Ritter ihm ins Ohr. „Wenn wir fallen, ist sie verloren. Und wir werden fallen. So aber..."

„Wenn ein Edler in eurem Thing sitzt, dann werden wir schon freikommen," sagte das Mädchen laut. „Darauf verlasse ich mich."

„Nicht zu sehr, mein Täubchen," grinste Boguslav. „Die Schuld deiner Leute wiegt schwer."

Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, mit hoch erhobenem Haupt, in dessen blondem Haar zwischen Goldfäden auch Spinnwebe von der staubigen Pritsche hing, wandte sie sich zu ihren Verteidigern. „Steckt die Schwerter ein, ihr Herren. Wir reiten zu euerm Thing."

Nur widerwillig gehorchte Dittmar, der einsehen mußte, daß sie recht hatte, daß es seine Pflicht war, nachzugeben.

„Ich habe dein Wort, Herr Dittmar, daß die Gefangenen bis zum Thing nicht entfliehen. Du bürgst dem Thing mit deinem Kopf dafür," sagte Fürst Boguslav finster. Und Dittmar nickte wortlos. Es widerstrebte ihm, mit dem Mann, der seinen Vater erschlug, zu reden. Und

er beschloß, wenn möglich, auf dem gleichen Thing sein Recht auf Blutrache geltend zu machen.

—*—

Heimo ging mit verfinstertem Gesicht umher. Die Sache mit den Fremden gefiel ihm nicht. Wohl hatte der Junge recht. Er durfte sie nicht den Slaven herausgeben, nachdem sie seinen Schutz erbeten und erhalten. Gäste waren nach Sachsenrecht unverletzlich. Aber... Heimo kannte den unbeugsamen Sinn und den brennenden Rachedurst Boguslavs. Er ahnte, daß unabsehbare Weiterungen aus dem nächsten Großthing entstehen würden, Weiterungen, die vielleicht das Ende der sächsischen Niederlassungen im Pommernlande zur Folge haben würden.

Manchmal erwischte er sich selbst beim liebevollen Betrachten der geschnitzten Pferdeköpfe am Dachfirst, die sein Großvater noch von dem alten Hof im Sachsenlande an der Weser mitgebracht. Manchmal verweilte er untätig, in Sinnen versunken, mitten in der gewohnten Tätigkeit. Manchmal fing er einen Seufzer Isburgs auf, die, wie immer, trotz ihrer Jahre emsig in der Wirtschaft schaffte und nur harte, tiefe Runen im schmalen, sonnengebräunten Gesicht bekam, die die Zeit vorher nicht einzugraben vermochte. Und einmal sagte sie ihm, während er an dasselbe dachte, sodaß er zusammenzuckte und dann lächelte: „Die Inge... In Weinland lebt noch die alte Freiheit..."

Der Gedanke an das Auswandern nach Weinland, fern hinterm Großen Westmeer, wo noch die alte Sitte herrschen sollte, beschäftigte den Alten schon mehrere Tage. Doch er irrte: schon war auch auf Island das Kreuz aufgerichtet, die letzten Aufrechten waren nach Grönland ge-

zogen, und die Siedlungen in Weinland, dem heutigen Amerika, waren an innerem Hader zwischen Christen und Heiden und an den Angriffen der Eingeborenen zugrundegegangen. Aber seit Jahren hatten sie keine Nachricht mehr von Inge, ihrer Aeltesten, die mit Ingwer, dem Waräger, verheiratet und über Island nach Weinland gezogen war.

Auch die Jugend war mit eigenen Gedanken beschäftigt, obgleich sie sich der Tragweite der Ereignisse keineswegs voll bewußt war. Dittmars Gedanken kreisten um zwei Mittelpunkte. Die Ueberzeugung, endlich nach altem Brauch Rache nehmen zu müssen, beherrschte ihn immer mehr. Das war das eine. Auf der anderen Seite hingen sein Auge und sein Sinnen unabläßig an der Jungfrau Mechthildis, deren Sinn sich merklich geändert hatte. Er zeigte zwar diese seine Zuneigung nicht, wie er auch seine Rachegedanken für sich behielt. Aber Isburg und Ilsebill, als Frauen dafür mit schärferen Sinnen begabt, erkannten sein erwachendes und immer mehr Gewalt über ihn gewinnendes Gefühl und waren, jede für sich, von schwerer Sorge bedrückt. Sie wußten um die Zaubermacht der Minne, die von einem Mann wie Dittmar, geschlossen und aus einem Guß, restlos Besitz zu ergreifen pflegt. Und wieviele edle Helden waren schon um der Minne willen sich selbst untreu geworden. Sie besorgten, daß die schöne Christin ihren Pflegesohn und Bruder ins andere Lager ziehen würde, doch diese Besorgnis war unbegründet.

Ritter Bernhard verbrachte faule Tage. Nachdem er sich mit Met als Tischgetränk ausgesöhnt hatte, vertilgte er ungeheure Mengen davon, was die kleinen Kinder von

Ortwin und Ilsebill mit ehrfurchtsvoller Scheu vor der christlichen Kehle erfüllte, jagte in den Wäldern, erzählte abends beim Herdfeuer oder draußen auf der Bank vor dem Hause endlose und den Sachsen nicht immer verständliche und glaubwürdige Geschichten von seinem Pilgerzug mit dem König Rotbart in irgendein gelobtes Land jenseits von Meeren und heißen Wüsten, von Kämpfen mit den verfluchten Anbetern des schwarzen Mohameds, von Löwen, Flüssen, die im Sommer austrockneten wie die Pfützen auf dem Anger, im Winter und Frühling aber reißende Fluten führten, von Bäumen, die hohe lange Stämme und grüne Wedel statt Blätter oben hatten. Sie hörten ihm zu, wie man einem fahrenden Sänger zuhört, in stiller Höflichkeit. Aber Glauben fand er nicht allzuviel, wenn auch seine Erzählungen die in jedem Deutschen Herzen schlummernde Sehnsucht nach der Ferne, nach dem Unbekannten, nach Kampf, Abenteuern und Gefahren weckten. Selbst Dittmar, von seinen zweierlei Gedanken beherrscht, träumte manchmal, während der Ritter erzählte, mit offenen Augen von den lockenden fernen Landen.

Mechthildis aber war eine andere geworden. Zwar trug sie ihr feines Haupt immer noch hoch und stolz und ihre Lippen kniffen sich manchmal mit hochmütiger Ueberlegenheit zusammen, wenn einer der Sippe ihrer Gastgeber durch ungeschickte Fragen ihre ihr anerzogenen Ansichten oder Gefühle verletzte. Aber dies geschah immer seltener. Der Aufenthalt inmitten Stammesgenossen, die ihre Eigenart noch so rein und unberührt behalten hatten, wie sie auch ihren, Mechthildis Ahnen, eigen war, wirkte wie ein Bad auf das stolze Mädchen, in dem all das Anerzogene, Fremde, Unechte nach und nach fortgespült

wurde. Ein Sachsenmädel, stolz, fröhlich, aufrichtig, furchtlos, treu, aber auch zuweilen unbeherrscht und sogar jähzornig, ging aus diesem seelischen Bade hervor, daß Herr Bernhard manchmal über seine junge Herrin staunen mußte.

Sie war nicht mehr sittlich empört, wenn Dittmar sie mit einfachen Worten zum gemeinsamen Bade im See aufforderte. Sie fand ihren Körper nicht mehr sündig und fluchbeladen, dessen man sich schämen mußte, wie Vater Athanasius sie gelehrt. Sie hatte Freude, Dittmars riesenhaften, doch wohlgebauten Körper zu schauen, wenn er in mächtigem Kopfsprung von dem bretternen Landungssteg in die blaue Flut schnellte, wenn er nach einigen Meilen Schwimmens lässig ausgestreckt im weißen Sand lag. Ilsebills Kinder tobten meist mit ihnen zusammen im See, manchmal kamen auch Erwachsene, und da die Nacktheit für sie etwas Selbstverständliches und Natürliches war, so gewöhnte sich auch die Christin daran und fand nichts dabei, daß Dittmar und Ilsebill ihr das Schwimmen beibrachten. Und noch vor wenigen Wochen würde sie so etwas für unmöglich, für sündig und verdammenswürdig gehalten haben.

Die erste Zeit betete sie jeden Abend und jeden Morgen vor der kleinen Kapsel mit der Reliquie der heiligen Irene, die ihr ihre Mutter geschenkt. Dann ertappte sie sich einmal, daß sie es vergessen hatte, weil sie zu müde war. Schließlich vergaß sie die fromme Beschäftigung auch des Morgens, und nach vier Wochen warf sie sich regelmäßig jeden Abend aufs Lager, ohne des Heilands oder der Heiligen gedacht zu haben, schlief sofort ein und sprang morgens aus dem Bett und lief halb angekleidet

zum See, wo die Kinder und Dittmar sie schon erwarteten.

Sie dachte nicht an zu Hause. Ihren Vater kannte sie ja kaum, da sie im Kloster zu Havelberg erzogen wurde und ihn nicht einmal in den Ferien sah — er war stets entweder mit dem Kaiser in Italien oder auf einem Kriegszuge. Eine Mutter hatte sie nicht. Diese war ein Jahr nach Mechthilds Geburt gestorben. Und da, seit sie die Klosterschule verlassen, sie bald hier, bald da lebte, je nachdem wo es gerade ruhig und von Fehden frei war, so hatte sie eigentlich kein Zuhause und fühlte sich bei den „Heiden" wohl und daheim, nachdem sie mit der gut fünfzehn Jahre älteren Ilsebill Freundschaft geschlossen.

Eigentlich war aber Dittmar an dieser Veränderung in Mechthildis schuld, ohne es zu merken; denn auch des Mädchens Herz schlug ihm entgegen, wenn sie auch noch besser als er verstanden hatte, ihre Gefühle zu verbergen, so daß nicht einmal Ilsebill etwas davon merkte. Und sie vergaß ganz, daß auf Ende Scheidings der Großthing festgesetzt war, der über ihr und des Herrn Bernhards Schicksal entscheiden sollte.

Die Sippe des Hausherrn kam den Fremden mit aller Freundlichkeit entgegen, die einem Gast gebührte, wenn auch die beiden Alten sich stets zurückhaltend verhielten, weil sie schon ihre Erfahrungen mit Christen gemacht hatten, und die Kinder manchmal aus Unwissenheit verletzende Fragen stellten, die Mechthildis erst zu einem hochmütigen Schweigen, dann aber nur zu einem silberhellen Lachen reizten.

Eines Morgens lagen Mechthildis und Dittmar auf dem Sand am Seestrand ausgestreckt und von der milden Scheidingssonne übergossen. Dittmars gewölbte Brust ging

in tiefen Atemzügen auf und nieder — er hatte gerade wieder zweimal den See durchquert. Mechthildis schaute ihn an, und plötzlich fühlte sie, daß sie ohne diesen riesenhaften Jungen nicht mehr leben konnte. Eine heiße Röte übergoß ihre Wangen, und um die eigene plötzliche Verlegenheit zu überwinden, stellte sie die Frage, die sie schon lange beschäftigte:

„Was hast du eigentlich in dem Lederbeutel, den du um den Hals trägst?"

Er griff nachlässig danach, spielte damit. „Das? Das sind irgendwelche Runen, die meinen Vater betreffen. Man hat sie ihm nach seinem Tode abgenommen und mir gegeben. Ich kann sie nicht deuten, Jungfrau."

„Du kannst nicht lesen?" fragte sie. „Lernt man bei euch nicht Lesen und Schreiben?"

„Du meinst Runen ritzen und deuten? Ja, das kann ich. Das sind aber irgendwelche fremde Runen. Selbst Ortwin kennt sie nicht, und er kann selbst angelnsche und isländische Runen deuten."

„Runen," sagte das Mädchen nachdenklich, „das sind doch Zauberdinge, nicht? Kannst du denn zaubern?"

Dittmar lachte. „Es ist schon ein Zauber, wenn ein Mensch über hundert Tagereisen und mehr mit seinem Freund reden kann mit Hilfe der Runen. Ich weiß noch, ich war wohl zehn oder zwölf Winter alt, da kam eine Botschaft aus Weinland von Inge, der ältesten Schwester. Bedenke doch, aus Weinland! Wieviele Wochen muß man zu Pferde und zu Schiff reisen, um dorthinzukommen! Und hier, in Buchenholz geritzt, sagte sie den Eltern alles, was sie ihnen sagen wollte! Natürlich ist das ein Zauber. Aber sonst.. "

„Das kann man mit unserer Schrift ja auch, die wir von den Lateinern gelernt haben, auf Eselshaut. Zeig mir den Beutel. Vielleicht kann ich's lesen."

„Du kannst fremde Runen deuten?" sprach er voll Hochachtung und richtete sich auf. Seine Finger nestelten das Band des Täschchens los, und er reichte es ihr. Mit Mühe knüpfte sie die Verschlußknoten auf, schlug die Klappe auf. Raschelnd wie trockenes Seegras kam ein Stück Pergament zum Vorschein. Mechthildis wickelte es auf, nachdem sie die Wachshülle erbrochen, die den Inhalt vor Nässe schützte. Die Schrift war noch gut lesbar, obgleich Dittmar die Tasche fünfzehn Jahre am Körper getragen, damit gebadet und gearbeitet hatte.

Sein Blick verfolgte ihre geschwungenen Lippen, die sich bewegten, während sie die verschnörkelten Buchstaben entzifferte.

„Latein," sagte sie, und Dittmar nickte. Ortwin hatte es ihm schon gesagt. Dann entschlüpfte ihr ein Ausruf des Staunens. „Das gehörte deinem Vater?"

„Ja," antwortete er verwundert.

„Dann bist du ja der Herr von Welflingen! Die Buchstaben und das Wappen sagen es. Die Burg und die Landschaft liegen im Bergland an der Weser. Ich bin selbst dagewesen. Aber das gehört jetzt dem Bistum von Hameln."

„Was ist ein Bistum?" fragte Dittmar. Die Nachricht regte ihn anscheinend nicht sonderlich auf.

„Das ... nun, in der Stadt Hameln ist ein Bischof ... Ein Oberer über viele Priester. Und zu dessen Besitz gehört nun auch deine Burg. Er hat sie wohl irgendwie geerbt, als dein Vater starb."

Sie kannte schon Dittmars Geschichte. Sie war voll Eifer, ihm zu seinem Eigentum zu verhelfen. „Höre. Du mußt deine Sache vor dem König verfechten. Du mußt deine Ansprüche vor dem Reichstag vertreten. Der Pfaff besitzt deine Burg und das Land zu Unrecht. Du mußt ihn daraus vertreiben."

„Bei welchem König?" Dittmars Lächeln war nicht ohne Spott. Es war ihm bekannt, daß zwei Könige in Deutschland herrschten, der Hohenstaufe Philipp und der Welfe Otto, die sich gegenseitig bekriegten und das Land verwüsteten.

„Das ist gleich! Welcher gerade obenauf ist. Du darfst doch dem Pfaffen dein Eigentum nicht verschenken!"

„Du sprichst über eure heiligen Männer nicht gerade sehr ehrfurchtsvoll," meinte Dittmar gleichgültig.

Mechthildis biß sich auf die Unterlippe und wieder trat der von früher so bekannte hochmütige Zug auf ihr Gesicht. Dann lachte sie aber: „Ich bin im Kloster aufgewachsen. Da habe ich soviel Heiligkeit bei den heiligen Frauen und Herren gesehen, daß... Aber du mußt dein Recht verfechten, Dittmar."

Er streckte sich wieder nachlässig im Sande aus. „Wie soll ich denn das?... Eure Pfaffen werden mich doch sofort bei lebendigem Leibe verbrennen als Heiden, wie ihr das nennt. Ihr könnt eben keine Freiheit vertragen, ihr Christen."

Das Mädchen schwieg. Dittmar hatte recht. Und etwas wie Beschämung über ihre Landsleute überkam sie. Solch einen Mann, mutig, offen, edel — den würden sie tatsächlich auf den Scheiterhaufen stellen, nur weil er sich nicht vor dem Kreuz beugte. Aber es war doch eine

schwere Sünde, wenn man sich nicht unters Kreuz beugte. Es war Unglaube, die schwerste Sünde, die nie verziehen werden konnte. Sie fühlte einen kalten Schauer über ihren Rücken, der an den warmen Sand gepreßt war, kriechen. Sünde... war das eine Sünde, so... so frei, so natürlich zu leben, wie diese Sachsen hier? Sie waren wahr, treu, stolz, offen und ohne Tücke. Sie waren furchtlos und sprachen vom Tode wie von einem vertrauten Gefährten. Sie taten niemand etwas zuleide, der ihnen nichts tat. Sie traten mit ihrem Leben selbst für Fremde ein, die sie eigentlich hassen müßten, nur weil diese ihre Gäste waren. Und diese Menschen sollten sündig und verflucht sein? Alles bäumte sich in dem Sachsenmädchen gegen diese Annahme. Sie waren nicht sündig. Sie waren heldisch und edel, wie man solche Menschen selten drüben bei den Christen antraf.

Aber dann... dann irrte also die Kirche, die solches lehrte? Oder — log sie, um ihren eigenen Bestand zu sichern? Denn wenn alle Menschen wären so wie diese hier, wozu hätte man noch Priester?

Aber sie beteten Dämonen an, die Sachsen hier und die Slaven auch. Vater Athanasius sagte das, alle sagten das.

„Dittmar," sagte sie ganz leise und mit verborgener Angst. „Zu wem betet ihr eigentlich?"

„Zu wem — was?" Er richtete sich auf dem Ellbogen auf, daß die harten Muskeln des Oberarms rund und gewölbt hervortraten.

„Beten. Betet ihr denn überhaupt nicht?"

„Ich weiß nicht, was du meinst."

„Nun, wenn ihr etwas sehr begehrt, wen bittet ihr dann um Hilfe?

„Niemand. Wir holen es uns selbst."

„Und wenn ihr es nicht könnt?"

„Dann begehren wir es nicht. Nur ein Kind strebt, den Widerschein des Mondes mit einer Schöpfkelle aus dem Wasser zu heben. Ein Erwachsener weiß, daß der Mond im Himmel ist."

„Nein, das meine ich nicht... Ich meine etwas anderes." Sie suchte nach Worten. „Wenn ihr zum Beispiel auf Kriegsfahrt geht, wen bittet ihr um Beistand? Welchen Gott oder..."

„Ach so! Na, manche opfern Odin und bestreichen mit Opferblut die Waffen, damit sie sicher treffen und nicht stumpf werden. Aber Vater sagt, das sei Aberglaube. Des Mannes Mut und des Mannes Arm entscheiden. Götter, von denen unsere Sagen singen, sind ja keine Gestalten, die sich um uns kümmern, uns helfen oder befeinden. Die Götter sind Gleichnisse. Sieh da oben die Sonne. Jeden Tag geht sie auf und geht sie unter, und jedes Jahr im voraus wissen wir, daß sie nächstes Jahr am selben Tage zur selben Stunde aufgehen und untergehen wird. Der Mond auch, die Samen im Felde, die zu Gras, Blumen und Bäumen erwachsen, der Mensch selbst, alles wird nach irgendwelchen Kräften regiert, geordnet. Diese Kräfte — das ist Gott. Und die Götter, das sind nur Umkleidungen, die Dichter und Sänger ihm gaben, den Kräften also. Ich kann's nicht so erzählen. Aber frage Mutter. Sie wird's dir besser erklären können."

Sie schwieg eine Weile. Dann, zaghaft: „Zu Teufeln oder Dämonen betet ihr also nicht?"

Er schaute sie mit großen, verständnislosen Augen an. „Zu was? Was meinst du mit ‚beten'?"

Sie war überzeugt. Auch sie streckte sich nun im Sande ganz aus und lachte: „Sie lügen viel, die Pfaffen," sagte sie scheinbar zusammenhanglos.

———

Auf Heimos Hof sammelten sich die Sachsen aus der Umgebung, die auch zum Wetsche wollten. Seine beiden Söhne waren da und die zahlreiche Verwandschaft, meist nur Männer, da die Frauen zu Hause geblieben waren. Düster waren ihre Mienen; denn sie sahen üble Folgen voraus, aber keiner fand ein Wort gegen Dittmars Verhalten. Der Junge hatte recht gehandelt, so wie es Sachsensitte erforderte. Daß Boguslav jedoch sich mit diesem Bescheid der Sachsen zufrieden geben würde, war nicht zu erwarten. Seine Slaven würden ihm beistehen — natürlich. Und da wird den Sachsen nichts übrig bleiben, als die alten Sitze zu verlassen und irgendwo in der Welt neue Siedlungsplätze zu suchen. Sie waren ja nur Gäste im Pommernland. Und die Frage, die alle beschäftigte, war nur die: wohin? Im Westen saß der Pfaff mit Kreuz, Zehnten und Fronvögten. Im Osten drang er bereits in Livonien ein und hatte eine Zwingburg in Uerkül gesetzt. Immer mehr kleinere Burgen der Schwertritter entstanden hie und da an der Düna, an der Küste des gotischen Meeres. Nicht lange, und auch nach Pruzzen dringt der Christ ein, und die noch freien Stämme sind nicht zu einigen. In Norwegen und Schweden ragte auch das Kreuz über den Bergkuppen. Im Norden saß der Däne, kürzlich erst Christ geworden und wild in dem Bestreben, alte Sitte und alten Glauben auszurotten. Und

im Süden schob ins Wendenland immer tiefer der Markgraf seine Vorposten. Es war kein Platz auf der weiten Erde für freie Sachsen, die sich dem Neuen und Fremden nicht beugen wollten.

„Weinland," schlug Frau Isburg etwas zögernd vor. Zu lange hatte sie von drüben keine Nachricht gehabt. Wer weiß, vielleicht herrscht auch dort der Pfaff und... Sie wagte es nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Und da bekam sie Gewißheit, zwei Tage vor dem Thing. Ein Kaufmann traf auf dem Hof ein, der über Dänemark von Island kam und ihr auch eine Botschaft von Inge brachte. Während sich die Jugend um die Körbe des Kaufmanns drängte und wohl auch die älteren Männer sich dies und das ansahen, las die Alte mit heftig gehender Brust die eckige Runenschrift, diesmal nicht auf Buchenstäbe geritzt, sondern auf westliche Art mit Tinte auf Pergament geschrieben. Heiße Tränen traten der Mutter ins Auge, und die Lippen preßten sich zu einem dünnen Spalt zusammen. Auch Inge und Ingwar mußten ihre neue Heimat verlassen vor den Boten des Kreuzes. Weiter nach Norden, nach dem trügerischen Grönland wandten sie den Bug ihres Drachenschiffes; denn nur noch dort waren Freiheit und altes Recht.

„Es wird nicht lange dauern," sagte Heimo mit finsterer Ruhe, „dann werden die Schwarzröcke auch nach Grönland kommen."

„Nirgends in der Welt," meinte langsam der steinalte Ludolt, der Aelteste des Sachsenstammes im Pommernlande, „nirgends in der Welt hat der alte Glaube mehr Raum und Freiheit. Die Götter sind tot, Freunde. Wo

sind noch heilige Haine in der Welt? Wo werden die alten Lieder noch gesungen? Die Götter sind tot. Es ist Zeit auch für uns, zu sterben."

Bei allem Respekt vor dem Alter wagte Dittmar die Frage: „Wie können Götter tot sein, Urahn, wenn sie keine Menschen, keine Wesen sind?"

„In uns sind die Götter tot, Junge, in dem Sachsenvolk. Was sind wir? Splitter, Reste. Das Volk selbst hat seine Götter gemordet, verraten. Wir tragen sie noch in uns, die Götter, ja. Aber weil das Volk sie verriet, müssen wir sterben."

Es war aber keine Niedergeschlagenheit in dem Ton des Alten. Es war tiefe Ueberzeugung. Doch in Dittmar bäumte sich der Jugendmut auf: „Doch nicht ohne Kampf, wie Schafe unterm Beil! Dann werden noch etliche mit uns sterben!"

„Gewiß," sagte der Alte. „Aber das ändert nichts an unserem Geschick."

„Im Stedingerland, hörte ich..," begann einer der jüngeren Männer zögernd und fuhr fort, durch ein Kopfnicken des Alten ermuntert: „Im Stedingerland lebt noch alte Sitte, habe ich gehört. Zwar sind sie getauft, die Stedinge. Es sind Sachsen und Friesen und wohl auch andere Stämme darunter, Bauern. Sie zahlen dem Kaiser ihren Tribut und sonst nichts. Die Pfaffen haben sie verjagt und dem Bremer Bischof den Zehnten verweigert. Sie haben schon einige Male versucht, die Pfäffischen und die Ritter, sie zu bekriegen und zu unterwerfen. Aber jedesmal mußten sie mit blutigen Köpfen abziehen. Wenn wir uns dorthin durchschlagen würden..."

„Aufschub," sagte Ludolt mit ruhiger Zuversicht. „Doch, Männer und Frauen, wir sind es unseren Kindern und Enkeln schuldig, uns so lange zu halten, wie es möglich ist. Ueberlegt euch den Gedanken. Immerhin wären wir dann unter Blutsbrüdern, unter Deutschen."

„Zu Lande," wandte Heimo, der erfahrene Kriegsheld, ein, „würde es uns kaum möglich sein, durchzukommen. Ich weiß, wo es liegt. Es ist westlich der Elbe. Wir werden zu Schiff hin müssen, um Jütland herum."

Der Alte nickte. „Die Rugier werden uns schon die Schiffe stellen, Freunde. Aber erst müssen wir mit den Stedingern verhandeln. Wer weiß, wie es dort mit dem Land ist. Und wir sind über hundert Sippen. Wir müssen schon Boten hinschicken über Land. Eine kleine Schar wird wohl durchkommen, wenn sie sich nicht in Kämpfe einläßt."

Und so wurde es beschlossen.

Während die Männer zum Wetsche ritten, blieben Mechthild und der Ritter bei der Frau Isburg auf dem Hof. Die Sachsen verhehlten der Grafentochter nicht, welche Folgen ihr Jagdabenteuer für die vielen Sachsensippen haben würde. Und so fieberte das junge Mädchen förmlich in Erwartung der Rückkehr der Männer — nicht aus Sorge um ihr eigenes Geschick — sie war nicht feig —, sondern voll tiefem Mitgefühl mit ihren unfreiwilligen Gastgebern. Ritter Bernhard war ruhiger und gleichgültiger.

„Es ist eine blutige Ungerechtigkeit," sagte Mechthild zu ihm, als sie einmal allein auf der Bank vor der Hallentür saßen, „daß man diese Sachsen hier so verfolgt und hetzt. Es kann nicht der Wille Gottes sein, daß die

Menschen zum Glauben an ihn gezwungen werden mit Schwert und Feuer."

„Die Pfaffen sagen es," antwortete der Ritter mit tiefem Baß. „Sie müssen's wissen!"

„Diese Lügner und Heuchler!" Mechthild zitterte vor Empörung. „Sie predigen Enthaltsamkeit und Armut und Nächstenliebe — und selbst... Selbst lassen sie die Bauern sich abschinden, raffen überall die fettesten Brocken für sich, treiben es mit Weibern toller als die Laien, selbst im Beichtstuhl ist man vor ihnen nicht sicher! Sie sollen es wissen? Kein Wort glaube ich den Pfaffen!"

„Ihr müßt es ja wissen, Herrin," meinte Ritter Bernhard mit breitem Lächeln. „Ihr wart ja im Kloster aufgezogen."

„Wohl weiß ich's! Dreinhauen möchte ich, daß das schwarze Gesindel wieder dahin verschwindet, wo es hergekommen!"

Ritter Bernhard wurde ernst, schüttelte den Kopf. „Was gewesen, kommt nicht wieder. Der Alte hat schon recht. Ihre Götter sind tot. Wir können sie nicht wieder lebendig machen. Nun, wo wir getauft sind, können wir doch nicht wieder Heiden werden, dem Donar opfern, Pferdefleisch an hohen Festtagen unter den Eichen essen. Da würden wir in die tiefste Hölle kommen, Herrin!"

„Glaubt Ihr, Ritter, daß diese edlen Männer und Frauen hier in der Hölle schmoren werden, nur weil sie kein Kreuz und keine Pfaffen über sich haben wollen? Wo sie so tapfer und wahrhaft und treu und redlich sind? Habt ihr unter Christen viele solche Menschen getroffen, wie —," sie verschluckte den Namen Dittmar, errötete und fuhr hastig fort: „wie diese hier? Ich glaube es

nicht, Ritter. Mögen mich die Pfaffen für eine Ketzerin halten."

„Da sei Gott vor!" rief Herr Bernhard erschrocken. „Es ist keine Freude, auf dem Scheiterhaufen zu brennen! Aber Ihr mögt recht haben. Ich — der heilige Bonifaz steh mir bei — ich kann es auch nicht begreifen ... Aber das ist Pfaffensache, sage ich. Darüber hat sich der Rittersmann den Kopf nicht zu zerbrechen. Auch unter Slaven gibt es kühne Helden und treue und edle Männer."

„Na, also! Und sie sollen in der Hölle schmoren? Pfaffenlüge, sage ich!" Mechthild glättete die Falten ihres Mantels über den Knien und meinte dann entschlossen: „Es ist auch nicht recht, daß wir die Slaven dauernd bekriegen. Sie sollen doch auch ihre Freiheit und Ruhe haben."

Der Ritter schüttelte den Kopf: „Da habt Ihr aber nicht recht, Herrin. Das kann ich auch von Herzog Heinrich und von dem König nicht verstehen, daß sie noch Slaven ins Land hineinriefen, wenn es um eine Fehde gegen einen aufsässigen Grafen und so ging. All das Land hier," er machte eine weit ausholende Handbewegung, „gehörte vor Zeiten dem Deutschen Stamm. Goten saßen hier und Vandalen und Schwaben und Franken und Sachsen, von der Düna oben bis unten ins Frankenreich hinein. Als die Hunnen kamen, verdrängten sie manche Stämme von ihren Wohnsitzen. Und die Slaven kamen hinterher, besetzten das verlassene Land und drängten die Ueberreste hinaus gen Westen. Und wir brauchen das Land, Herrin. Die Bauern, die Unfreien seufzen unter Zehnten und Fron. Sie haben kein Land, Herrin. Werden wir mehr Land haben, dann wird es auch der Bauer leich-

ter haben. Die Slaven, Herrin, müssen hier heraus, obgleich sie kein schlechtes Volk sind, gewiß. Aber unser Blut geht da vor, nicht wahr."

Mechthild schwieg eine Weile, unüberzeugt, wenn auch nicht mehr so sicher. Dann hob sie den Kopf und sah den Ritter an: „Habt Ihr gesehen, Herr Bernhard, daß es unter den Slaven viele gibt, die man, anders gekleidet, durchaus für Deutsche, für Sachsen halten würde? Groß, schlank, helläugig und hellhaarig, heldisch? Sind sie wirklich von einem anderen Blut als wir?"

Der andere zuckte die breiten Schultern. „Weiß ich nicht, Herrin. Leute gibt es, die da sagen, daß vor Zeiten unsere Sprache und die der Slaven nicht zu unterscheiden waren, vor langen, langen Zeiten, noch bevor König Karl kam und die Sachsen besiegte. Und auch heute noch, sagt man, kann ein Mann, der gotisch kann, den Preußen ohne weiteres verstehen, der Preuße aber — den Litauer und dieser wieder — den Slaven. Es sitzen ja noch Goten, sagt man, in der Bulgarei. Ich habe keine angetroffen, das muß ich gestehen, als wir damals mit König Rotbart ins heilige Land zogen. Aber es soll noch welche geben. Und ein Mönch sagte mir, daß er als Sachse die Bibel, die ein gewisser Ulfila, ein Gote, in seiner Sprache geschrieben, ohne weiteres hatte verstehen können. Es ist vielleicht eine Verwandtschaft da, Herrin. Aber immerhin, heute sind sie anders geartet, die Slaven. Und sie sitzen auf unserem Land. Und dann sind ja nur die edlen Slaven so, wie Ihr sagt. Das Volk, die Unfreien und die Kleinbauern, die sind doch alle klein und schwarz und rundköpfig."

„Mag sein, daß Ihr recht habt," meinte Mechthild nachdenklich. „Aber grausam bleibt es doch."

„Krieg ist Krieg, Herrin. Wir fassen uns zu Hause auch nicht mit sanfter Hand an, wenn wir miteinander in Fehde liegen." Er erhob sich und schaute in den dunkelnden Wald, woher die Männer vom Thing zurückkommen mußten. „Zwei Tage schon...," murmelte er. „Da haben wir ihnen eine harte Nuß zu knacken gegeben... Immer noch keine Nachricht..."

Frau Isburg trat heraus und rief die Gäste zum Abendessen.

Erst nach drei Tagen kehrten die Männer vom Wetsche zurück. Vergeblich versuchte Mechthild in ihren ruhigen und gefaßten Mienen zu lesen. Sie saßen ab, versorgten umständlich die Pferde und traten in die Halle, Heimo, seine Söhne, sein Schwiegersohn und die Gäste von den Nachbarhöfen. Frau Isburg, von Ilsebill und Elke unterstützt, trug das Abendmahl auf; es wurde in ruhiger Gemessenheit gegessen und getrunken, und die Gespräche bei der Tafel waren belanglos. Dann aber, als die slavischen Knechte den Raum verließen, lehnte sich der Hausherr in der mit Bärenfellen belegten Bank zurück und legte die schwere Faust auf den Tisch.

„Wir müssen rüsten," sagte er. „Noch ist Friede. Aber Boguslav und die Pommern brennen auf Rache. Sie fordern die Herausgabe der Christen. Er wirft uns Vertragsbruch vor. Und wir sagten, wir verlassen das Pommernland, weil hier das Gastrecht nicht beachtet wird. Ein Friede ist mit heiligen Eiden beschworen bis zum Frühjahr. Dann müssen wir fortziehen, in Frieden. Sind wir nach dem Frühlingsfest, den Ostaratagen, noch hier,

dann greift uns Boguslav mit seinen Leuten an. Wir müssen fortziehen. Morgen früh reitet Ortwin mit Dittmar und noch einem Nachbar zu den Stedingern und nimmt auch die Gäste mit bis zur Grenze. Was er uns für eine Botschaft bringt, davon hängt es ab, wohin wir uns wenden. Auf jeden Fall reitet Eiko der Einarmige gleich zu den Rugiern, um wegen der Schiffe zu verhandeln. Ist es recht, was ich gesagt habe?"



Der alte Ludolt nickte, die übrigen Männer auch. Isburgs Lippen preßten sich wieder zu einem Strich zusammen. Und Mechthilds Augen flammten. Sie mußte mehrmals zum Sprechen ansetzen, so stark war ihre innere Bewegung. Endlich überwand sie sie, und hell klang ihre Stimme in der hohen Halle. Die Köpfe der Männer wandten sich ihr zu.

„Ich... ich weiß nicht, ob es recht ist, daß ich und der Herr Bernhard hier, daß wir beide Euch danken,

Ihr Herren. Ich kann's ja auch nicht recht sagen, aber eins sage ich: es gibt bei uns unter Christen nicht viele Menschen, die ihr Haus und Hof und Besitz verlassen, um einen Fremden zu schützen. Und ich schäme mich dessen, ich schäme mich, daß meine... daß die Christen Euch als Heiden beschimpfen und verfolgen und selbst dabei... Ich bin Euch dankbar, Männer, und weiß, was eine Dankesschuld bedeutet. Viel kann ich für Euch nicht tun, Ihr Herren. Aber ich will alles daransetzen, um Euch freies Geleit durch unsere Lande ins Stedingerland zu erwirken, wenn Ihr hinzieht. Vielleicht kann ich's; denn meines Vaters Land liegt dazwischen, und da kann ich Euch wohl freies Geleit zusagen; denn mein Vater wird's mir nicht ausschlagen. Dann aber liegen noch andere Länder dazwischen, und da weiß ich nicht weiter."

Ritter Bernhard schüttelte den Kopf. „Leicht wird's nicht," meinte er. „Pfaffenländer liegen ja auch noch dazwischen. Ich glaube kaum, daß es sich machen läßt. Wenn's nur Land meines Herrn gewesen wäre..."

„Ihr habt uns nichts zu danken, Christenmädchen," sagte Ludolt langsam, und Mechthild fühlte, daß sie bei dieser Anrede errötete. „Wir hätten jeden Gast geschützt, wenn er kein Neiding ist. Es geht um unsere Ehre, Jungfrau. Darum taten wir das, nicht um Euretwillen."

„Und Ihr seid gleichen Blutes mit uns," fügte Heimo nickend hinzu. „Wir wären nicht wert, angespien zu werden, wenn wir's nicht getan hätten."

Tränen standen in Mechthilds blitzenden Augen. „Das ist's, was mich beschämt, weil bei uns so etwas kaum bekannt ist!..."

„Dafür habt Ihr Euern gekreuzigten Gott," brummte zornig einer der Gäste, doch verstummte er, als Ludolt mißbilligend den kahlen Kopf schüttelte.

„Wenn Ihr im Frühjahr fortzieht, Ihr Herren," sagte in das entstandene Schweigen hinein Dittmar, „dann werde ich hier bleiben und für meinen Vater Vergeltung üben. Das Blut ist noch ungesühnt."

Niemand widersprach. Der Aelteste wiegte nachdenklich den kahlen, hageren Schädel. „Dein Recht, deine Sache," sagte er dann. „Doch mit jedem Mann, der bei uns oder bei den Pommern fällt, macht der alte Glaube einen weiteren Schritt dem Ende zu... Aber... es ist doch nicht mehr aufzuhalten. Das Ende kommt. Du hast recht, Knabe."

—*—

Vorn ritt Herr Bernhard mit Ortwin, ihm schloß sich Dittmar mit Mechthild an und den Schluß bildete der lange und dürre Sachse Wittich, der das Packtier mit Vorräten führte. Wie unter braungoldenen Gewölben ritt die kleine Schar, und selten war ein Blick in den blauen Herbsthimmel möglich, weil die Zweige oben ein undurchdringliches lichtes Dach bildeten. Wie riesige Säulen ragten Buchen und Eichen vom grünen Teppich empor, hie und da von einzelnen schrägen Sonnenstrahlen vergoldet. Und zuweilen traf ein solcher Strahlpfeil ein Blättchen des Unterholzes, und es glühte golden auf, als brennte es im blauen Zwielicht. Fast lautlos traten die Rosse, und nur die Rüstung der Reiter klimperte leis oder die Schwerter klangen kurz beim Anschlagen an die Steigbügel.

Die beiden vorn unterhielten sich. Der Ritter war in den vielen Wochen seines Aufenthaltes auf Heimos Hof immer noch nicht am Ende seiner unzähligen Kriegsfahrten angelangt. Und Ortwin, der auch schon von der Welt etwas gesehen, hörte dem alten Herrn gern zu. Dittmar und Mechthild aber schwiegen entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit. Der Gedanke an den baldigen Abschied schmerzte und bedrückte sie, ohne daß sie es sich selbst oder gar einander eingestanden. Wittich sang halblaut ein uraltes Lied von Helge und Siegrun und schlug dazu den Takt mit der flachen Hand an der Schwertscheide.

Sie nahmen den kürzesten Weg zur Feste Ravenhorst, wo sie den Grafen, Mechthilds Vater, vermuteten. Sie hörten, daß er bald nach dem Verschwinden seiner Tochter einen Einfall ins Slavenland gemacht, mehrere Dörfer eingeäschert und sich bei den Gefangenen erkundigt hatte, wo Mechthild wäre. Aber viel wird er wohl nicht aus den Slaven herausgeholt haben; denn sie haßten ihn mit ganzer Seele. Nun saß er wohl immer noch an der Grenze, einen großen Rachefeldzug gegen die Pommern planend, und der Bischof von Schwerin sollte ihm Hilfe zugesagt haben. Kunde davon war schon ins Slavenland gedrungen, und Pommern wie Sachsen rüsteten zum gemeinsamen Empfang der Christen. Darum beeilten sich Mechthild und Herr Bernhard, um der Metzelei zuvorzukommen und womöglich vorzubeugen.

„Dittmar," sagte plötzlich Mechthild in das feierliche Schweigen des Urwaldes hinein — Wittich war gerade für eine Weile verstummt —, „Du bist doch getauft?"

„Ich weiß nicht recht," antwortete er. „Mit Willen und Wissen jedenfalls nicht. Aber wahrscheinlich. Die

Pfaffen zwingen doch bei Euch jedes Kind in ihre Kirche. Doch das habe ich wohl längst beim Schwimmen abgewaschen."

„Dann könntest Du doch in Diensten meines Vaters deine Rache an Boguslav nehmen," meinte sie halb fragend. Und auf seinen erstaunt fragenden Blick erläuterte sie: „Hauptsache, daß man nicht als Heide gilt, weißt du. Und ein getaufter Mensch ist kein Heide. Du brauchst dich ja sonst nicht um Pfaffen und Kirche zu kümmern. Aber allein wirst du ja kaum etwas erreichen."

Dittmar dachte nach. „Ich glaube nicht, daß es möglich ist," sagte er dann. „Ich kann doch nicht heucheln und sagen, ich sei Christ, wo ich doch keiner bin. Das geht nicht, Mechthild. Nein, das geht nicht."

Sie preßte die Lippen zusammen und schwieg. Sie hatte ja auch keine andere Antwort erwartet. Aber sie hatte ihre eigenen Pläne.

Als sie ein schmales, flaches Flüßchen im Urwald überquerten und in ein dichtes Weidengebüsch am anderen Ufer eindrangen, erscholl plötzlich von allen Seiten ein heftiges Kampfgeschrei, und mehrere Reitergestalten sprengten den Abhang herunter auf die kleine Schar zu. Sie waren abenteuerlich gekleidet und bewaffnet, manch einer von den etwa zehn Reitern trug ein gesticktes Pfaffenröckchen über der Lederrüstung, andere wieder gefiederte oder auch schmucklose Ritterhelme, wieder andere waren barhäuptig und in zerfetzten Lederwamsen und einer gar halbnackt und mit flatterndem schwarzen Haar. Speere, Schwerter und Keulen schwangen die Reiter, und es war klar, daß sie nicht in friedlicher Absicht nahten.



Die Angegriffenen hatten kaum Zeit, die Schwerter zu ziehen. Im Nu füllte sich der feierlich stille Wald mit Kampfgeschrei und lautem Klang der Waffen, als schlügen lustige Schmiede auf den Amboß. Funken sprühten von den Rüstungen der vier Männer und auch von den Helmen der Angreifer. Und erst, als es zu spät war, wurden diese gewahr, daß sie sich gewaltig verrechnet hatten, als sie die kleine Schar leicht zu überwältigen gedachten. Schon beim ersten Anprall sandten Ritter Bernhard und Dittmar je einen Gegner zu Boden, und der lange Speer Ortwins, von einem Keulenschlag aus der Richtung geschlagen, durchbohrte eins der anstürmenden Rosse, daß Roß und Reiter ins Gras rollten. Wittich zog gewaltige Kreise mit dem Bronzeschwert seiner Ahnen und erwehrte sich erfolgreich. Dann aber gingen die Angegriffenen zum Angriff über, Dittmars breite und schwere Klinge spaltete das bloße Haupt des halbnackten Reiters glatt in zwei Teile und

schlug einen anderen durch die Wucht des mit dem Schild aufgefangenen Hiebes vom Sattel. Ortwin und Ritter Bernhard drangen vor und legten noch je einen Feind auf den Rasen, während Wittich, im Gesicht verwundet, ebenfalls seine beiden Gegner verwundete und sie sicher erlegt hätte, wenn ihn der Packgaul nicht in der Bewegungsfreiheit behindert hätte. Die Ueberlebenden wandten die Rosse und sprengten in wilder Flucht den Abhang hinauf. Das Ganze hatte nur wenige Augenblicke gedauert. Die bessere Rüstung hatte ernstere Verwundungen der Angegriffenen verhindert, so daß nur Wittich aus einer Hiebwunde in der linken Backe und Ortwin aus einem Kratzer an der rechten Hand — er hatte keine Zeit gehabt, den Kettenhandschuh überzustreifen — bluteten.

Ritter Bernhard betrachtete sich den von Dittmar gefällten Halbnackten, schüttelte den Kopf und pfiff anerkennend: „Wohlgetan, Herr Dittmar! Selten habe ich solche Streiche gesehen ... Nur einmal im heiligen Lande, ja. Heil und Sieg, Herr!"

Dittmar wischte die blutige Klinge an der Mähne seines Pferdes ab und lachte: „Dank, Herr! Der Mann war ja ohne Helm ..."

„Wir können auch etwas in unseren Wäldern," meinte Ortwin wohlgefällig. Und der Ritter nickte ernst und anerkennend.

„Bist Du verletzt, Dittmar?" fragte Mechthild heranreitend. Mit brennenden Augen hatte sie dem Scharmützel zugeschaut. Sie war unmäßig stolz auf Dittmar, den sie nach halb vergessener höfischer Sitte als ihren Ritter betrachtete.

„Nein," lachte er. „Ich glaube nicht, daß mich überhaupt ein Schlag getroffen. Was sind aber das für Leute gewesen? Räuber, was?"

Ritter Bernhard zuckte die Achsel. „Nicht viel besser als das... Eher schlechter. Wir nennen sie Valve. Ein schlimmeres Kriegsvolk hat es wohl nie gegeben. Aus der Hungarei kommen sie, ob sie Christen sind, weiß ich nicht. Aber schaut doch nur die langen Schnauzbärte an, das ist so deren Abzeichen. Dieser da, der Nackte, der hat auch langes Haar, aber nicht geflochten. Die anderen aber, schaut her, die haben lange schwarze Zöpfe rechts und links. Die schonen weder Christen noch Heiden, weder Ritter noch Pfaff. Selbst die Kirchen sind vor ihnen nicht sicher, die heiligen Geräte schleppen sie weg und schlagen die Pfaffen tot. Daß mein Herr, der Graf Ludwig, sie in seine Dienste genommen hat! Die verwüsten ja das eigene Land ihres Herrn nicht anders als das der Feinde."

„Schöne Verbündete habt Ihr jedenfalls," meinte Ortwin spöttisch, und der Ritter biß sich ärgerlich auf die Unterlippe. Staat war mit solchen Hilfstruppen wirklich nicht zu machen.

„Reiten wir weiter," sagte Dittmar. „Aber vorsichtiger müssen wir schon sein. Vielleicht holen sie Verstärkung."

„Seit wann," fragte Ortwin lachend, „bist du so vorsichtig geworden?"

Dittmar errötete. „Wir haben eine Frau mit uns," brummte er, den Kopf seines Rosses wendend. Und Mechthilds kleine behandschuhte Rechte legte sich für einen Augenblick auf seine Linke, daß ihm das Blut noch heißer in die Wangen schoß. Und dann trafen sich seine

Augen mit den ihren, und sein Herz setzte für einen Augenblick aus.

Kein Wort wurde gewechselt. Wittich, ein grünes Blatt auf die Wunde geklebt, stimmte wieder seinen halblauten Gesang an. Langsam stiegen die Rosse den Abhang hinan. Wieder nahm der riesige Säulensaal des Urwaldes die kleine Schar auf.

Sie nächtigten inmitten eines dichten Gebüsches, und die Männer hielten abwechselnd Wache. Während Dittmar an dem glimmenden Feuerchen saß und in Gedanken versunken mit einem langen Zweig in der Glut stocherte, trat Mechthilds schlanke Gestalt neben ihn und ließ sich aufs taufeuchte Gras nieder. Er schaute auf und fühlte wieder, wie ihm das Blut zum Herzen strömte.

„Dittmar," sagte sie leise, wie rufend.

„Was?" Er mußte sich räuspern, wurde plötzlich heiser.

„Nun, du weißt..." Und da er schwieg, sprach sie stockend weiter. „Es ist bei uns nicht Sitte, daß eine Jungfrau... daß sie zuerst sagt... Aber es ist gleich, weil ich weiß, daß... nun, daß wir beide zueinander gehören. Warum schweigst du? Du bist mein Ritter, Dittmar, nicht? Warum sagst du mir nichts?..."

Er räusperte sich wieder, senkte die Augen, obgleich es in seinem Herzen sang und jubelte. Dann hob er den Kopf und schaute sie voll an. Und nun senkte sie den Blick, von dem Widerschein des Feuers schwach rosa beleuchtet.

„Du hast recht, Mechthild," sagte Dittmar einfach. „Wir gehören zusammen. Unsere Schicksalsfäden sind von den Nornen versponnen. Aber soll es sein? Du bist Christin, Mechthild. Und ich... ich... Nun, du weißt.

Wie kann das denn sein? Sie werden niemals zulassen, daß... daß wir zueinander gehören, dein Vater nicht und die Pfaffen."

Ihre Hand tauchte unter dem hellblauen Mantel hervor, legte sich auf die seine, wie vorhin zu Roß. „Wir gehören zusammen," wiederholte sie. „Wer vermag uns zu trennen? Es gibt keine Gewalt, die die Minne töten kann. Höre, Dittmar. Ich schwöre dir: mag kommen, was will, ich werde die Deine sein oder niemandem gehören."

„Ich schwöre auch," sagte Dittmar, während ein Jubellied in seinem Herzen tönte, „daß ich nur der Deine sein oder sterben werde."

Sie küßten sich nicht, sie rührten sich nicht vom Fleck. Sie sprachen auch nicht mehr — was sollten die Worte, wo die Herzen sangen? Doch als nach zwei Stunden Ortwin gähnend aufstand und ans Feuer trat, um Dittmar abzulösen, da saßen die beiden noch wie vordem, das Feuer war ausgegangen, und Mechthilds Hand lag immer noch auf Dittmars Linken. Ortwin war nicht erstaunt. Seine Frau hatte ihm schon so etwas zugeraunt. Er legte nur schweigend die eine Hand auf Mechthilds und die andere auf Dittmars Schulter. Sie schauten aus ihrer Versunkenheit auf, lächelten verwirrt und verlegen. Doch er nickte ihnen stumm und ermunternd zu und setzte sich schweigend neben das erloschene Feuer.

Der nächste Reisetag verlief ohne Zwischenfälle, und gegen Abend stieß die Schar auf einen Trupp Reiter aus dem Heere des Grafen Ludwig, die zum Furagieren ausgeritten waren und nun, einige hochbeladene Wagen Heu mit sich führend, zum Lager zurückkehrten. Von ihnen erfuhren die Reisenden, daß ein großes Heer auf den Wiesen

vor der Burg lagerte, das zum Rachefeldzug ins Slavenland bereit war und nur noch den Zuzug der Hilfstruppen der Grafen von Dassel und von Schauenburg erwartete. Graf Ludwig wäre von dem Tode seiner Tochter und des Ritters Bernhard überzeugt. Es lief ein Gerücht in den Grenzwäldern, Boguslav habe die beiden dem slavischen Kriegsgott Tschernobog als Opfer dargebracht. Der Erzbischof von Bremen habe allen Teilnehmern am Zuge gegen die Pommern Ablaß zugesichert und der Graf hohen Sold versprochen.

Es war bereits völlig dunkel, als die Reisigen endlich das von einem Wall und Graben umgebene Lager am Fuße der Burg Ravenhorst erreichten. Rot stand der Widerschein der zahllosen Feuer auf den Wolken des Himmels. Ein vielstimmiger Lärm klang aus den manigfaltigen Zelten, Hütten und Bretterbuden, die dem Heere als Unterkunft dienten, Gesang, Geschrei, Musik, Trommelklang, Hundegebell. Dittmar, der an solche lauten Lebensäußerungen nicht gewohnt war, schien es fast, als wäre in den engen Lagergassen ein Kampf im Gange. Dann dachte er, daß die Leute plötzlich alle wahnsinnig geworden wären und deshalb solchen Krach vollführten. Doch Mechthild und der Ritter, aber auch die Reiter des Grafen zeigten keinerlei Staunen oder Besorgnis. Es mußte schon alles in Ordnung sein. In scharfem Trab ging es durchs Lagertor an grüßenden Wachen vorbei, die breite Mittelgasse zwischen den Zelten entlang und zur bereits hochgezogenen Zugbrücke der Burg.

Auf den herrischen Zuruf des Ritters antwortete der Wächter auf dem Turm mit fröhlichem Erkennungsgruß, blies das Horn und rief einige Worte in den Schloßhof

herunter. Die Reisenden warteten, und an dem Tänzeln ihres Schimmels konnte Dittmar wahrnehmen, wie aufgeregt Mechthild war. Endlich knirschten die Ketten, die Zugbrücke kam herunter und schlug auf den Rand des Grabens auf. Das Tor war noch nicht auf, als die Hufe von Mechthilds Roß schon auf den Bohlen der Brücke trommelten. Ritter Bernhard folgte ihr auf dem Fuße, hinter ihm ritten die Sachsen.

Kreischend und ächzend gingen die beiden mächtigen eisenbeschlagenen Torflügel auf, ein schweres Gitter wurde im Schein von zwei qualmenden und blakenden Fackeln von unsichtbarer Hand hochgezogen. Sie befanden sich in einem breiten Gang, dessen Seiten ein gewaltiges Gemäuer bildeten und dessen gewölbte Decke im Dunkeln verschwand. Dittmar hatte den Eindruck, als wären die Mauern unzerstörbar und die Burg, die sie beschützten, uneinnehmbar. Aber seltsam bekannt dünkte ihm diese von Fackeln notdürftig erleuchtete Umgebung. Als kennte er schon die Burg — oder waren es nur Kindheitserinnerungen und die Burgen sich überall ähnlich?

Ein zweites Tor am Ausgang des Ganges wurde aufgetan, und die Reisigen ritten in den heller erleuchteten Hof ein. Hell klangen die beschlagenen Hufe der Rosse auf dem Rundpflaster. Große Fackeln, in eiserne Halter gesteckt, beschienen rötlich den scheinbar himmelhohen Turm, die steilen Mauern, die Front des Herrschaftshauses, zu dem eine breite steinerne Außentreppe führte.

Eine Gruppe Männer kam auf dieser Treppe den Angekommenen entgegengeeilt, ein schlanker, großer Mann mit wehendem Kurzmantel um die Schultern allen voran.

Auf der untersten Stufe blieb er einen Augenblick stehen, schaute angestrengt. Dann rief er freudig:

„Bei Gott und allen Heiligen! Das ist sie! Mechthild!"

Sie war schneller vom Roß herab, als er die fünf Schritt von der Treppe zu ihr durchmessen konnte. Dittmar schaute zu, wie ihr Arm sich um den Hals des Mannes legte, wie seine Arme sie umschlossen, und fühlte mit Staunen, daß seine Augen heiß brannten und ein harter Kloß in seine Kehle trat. Es mußte doch schön sein, einen leibhaftigen Vater zu besitzen.

Die Begleitung des Grafen verhielt mitfühlend auf der Treppe und schaute sich mit sichtlichem Staunen die altmodischen Rüstungen der Neuangekommenen an. Ritter Bernhard trat zu ihr, ward freudig begrüßt, lachte und scherzte. Zwischen Vater und Tochter entspannte sich ein eiliges, glückliches Frage- und Antwortspiel. Sein Arm ließ ihre schlanke Hüfte nicht los, als befürchtete er, daß sie ihm das zweite Mal verloren ginge. Dann wandten sie sich Dittmar und seinen Begleitern zu.

„Willkommen, Ihr Herren!" sagte Graf Ludwig freundlich. „Meine Tochter sagt, daß sie Euch das Leben verdankt. Ich bin Euch also auch großen Dank schuldig. Heda, Buben! Nehmt den Gästen die Rosse ab, versorgt sie gut! Kommt herein, Ihr Herren! Ihr werdet Ruhe, Bad und Stärkung nötig haben."

„Mit Verlaub, Herr," sagte Wittich in seinem altertümlichen Sächsisch, und der Graf horchte auf, „ich bins gewohnt, mein Roß selbst zu versorgen."

„So war es Sitte in alten Zeiten, habe ich gehört," sagte der Graf verbindlich, doch sein Auge hing prüfend

an den Gästen. Drei schlanke Knaben eilten hinzu und nahmen die Pferde am Zaum. Die Sachsen saßen ab und ließen sich den Weg zu den Ställen weisen, während der Graf seine Tochter zur Treppe führte. Doch er spürte dabei ihren leisen Widerstand und blieb stehen.

„Laß die anderen vorausgehen, Vater," bat sie leise. „Ich habe dir schnell etwas zu berichten."

„Jetzt gleich? Wie du willst. Nur erst den alten Herrn Bernhard begrüßen." Er schüttelte dem Ritter die Hand, schlug ihn auf die Schulter. „So schnell geht ein alter Degen nicht zugrunde, Bernhard. Freue mich, dich wiederzusehen! Wir haben schon Seelenmessen für dich lesen lassen."

„Schadet nichts, Herr," lachte der Ritter. „Sie werden mir oben wohl gutgeschrieben."

Der Graf ließ ihn mit den anderen hinaufgehen und wandte sich zu Mechthild. „Was ist's, Kind?"

„Ja, Vater, ich... ich muß dir sagen, die Herren da," sie wies in der Richtung, in der sich die Sachsen entfernt hatten, „sind keine Christen, aber auch keine Slaven. Sachsen, die damals, als der König Karl die neue Lehre einführen ließ, auswanderten. Aber alles Edle, Vater. Denk dir, meinetwegen müssen sie nun ihre Wohnsitze bei den Slaven wieder verlassen und wissen selbst noch nicht, wohin."

Das schmale Gesicht des Grafen blieb unbewegt. „Dachte mir's schon, so etwas. Daß sie keine Slaven sind, sah man an der Kleidung. Aber daß heidnische Sachsen bei den Pommern leben, davon ging schon lange das Gerücht hier. Hm. Ich kenne schon Heiden, die sich an Edelmut und Tugend mit jedem Helden messen können.

Glaub dir's also aufs Wort. Von mir aus sollten sie ruhig weiter leben und dem Wodan opfern. Wenn's ihnen Spaß macht... Aber du kennst ja die Pfaffen. Na, gleich. Sie sind natürlich unsere Gäste, Mechthild, und meinen Schutz haben sie auch. War das alles?"

„Ja, noch eins. Der eine da, der große, der ist eigentlich ein Herr von Welflingen aus dem Weserland. Weißt du..."

„Was? Meines Schwertgenossen Dietrich — ja, was? Sohn, Neffe?... Wie kommt er zu den Slaven?"

„Sohn, glaube ich. Sein Vater wurde auf einem Schiff von den Slaven erschlagen, und ihn brachten sie als Knaben zu Heimo, der ihn aufgezogen. Ich habe das Pergament selbst gesehen, das er besitzt."

„Das freut mich aber! Sein Vater war doch mein Schwertgenoß, weißt du das? Am gleichen Tage wurden wir zu Quedlinburg vom König Friedrich mit dem Ritterschwert umgürtet. Gut schaut er aus, der Junge! Aber dann ist er doch getauft?"

„Wohl. Aber," sie wandte sich zum Gehen und sagte halblaut: „er hat das Christentum so kennen gelernt, daß er damit nichts mehr im Sinn hat."

Der Graf legte den Arm um ihre Schulter und lachte: „Das glaub' ich! In der Haut dieser Sachsen, da möchte ich nicht stecken."

Schwere Schritte und Klirren der Rüstungen erklangen auf dem Hof, und die beiden blieben wieder stehen. Aus der offenen Tür des Saales scholl Gelächter und lautes Sprechen. Die drei Sachsen traten, von den Knappen begleitet, zur Treppe. Golden glühte Wittichs väterliche Schuppenbrünne im Fackelschein.

„Willkommen, Herr Dittmar," sagte der Graf noch einmal und streckte dem jungen Mann beide Hände hin. „Der Sohn meines Schwertgenossen ist mein Sohn! Hier bist du zu Hause und überall, wo ich zu Hause bin."

Wie wohl das tat! Mit breitem Lächeln schlug Dittmar in die dargebotene Hand ein. Es war, als habe er eine Heimat gefunden. Aber Worte fand er nicht. Doch der Graf vermochte in seinem offenen Gesicht zu lesen wie in einem Buch. Er zog den jungen Mann an sich und küßte ihn, wie es um diese Zeit unter Blutsverwandten üblich war, auf die Wange. Mechthilds Augen schimmerten dabei feucht, obgleich ihr Mund lächelte.

„Der Truchseß wird dafür sorgen, daß Ihr Eure Rüstungen mit bequemerer Kleidung vertauschen könnt," fuhr der Graf, zu allen dreien gewendet, fort. „Ihr könnt über mein Haus verfügen. Das Bad wird wohl für die Herren schon fertig sein. Wir warten auf Euch im Saal."

„Ich habe eine Bitte, Herr," sagte Dittmar kurzentschlossen. „Entlaßt das Heer und laßt die Pommern ungeschoren."

„Seid ihr so gut Freund mit den Slaven, Dittmar?"

„Im Gegenteil. Ich habe eine Rechnung mit Boguslav selbst. Aber solange unsere Leute dort noch sitzen, möchte ich nicht, daß diese mit Krieg überzogen werden."

„Sie könnten uns ja helfen. Dann würden wir die Slaven im Nu aus dem Lande haben."

Dittmar schüttelte den Kopf. „Wir sind durch Wort und Handschlag gebunden, Herr. Dafür, daß wir dort siedeln und als freie Sachsen leben konnten, haben wir das Land zu verteidigen, wenn es angegriffen wird."

„Na ja. Schließlich ist meine Tochter wieder da und

heil und unverletzt. Das wäre ein Grund, obgleich mir die Herren das Aufgeben des Feldzuges schwer verübeln werden." Er lachte. „Namentlich der Bremer Herr, aber Ihr habt mein Wort. Wir ziehen dieses Jahr nicht ins Pommernland."

„Dank, Herr!" kam es von den drei Sachsen gleichzeitig. Selbst Wittich, der immer finstere, taute auf.

„Du bist also ein Sohn eines Freundes des Grafen?" fragte Ortwin, als sie alle drei in dampfenden Kübeln in ihrem gemeinsamen Gemach saßen und sich tüchtig den Reisestaub abseiften. „Wußtest du das?"

„Daß mein Vater aus diesem Lande hier stammt, weiß ich. Aber daß er mit unserem Hausherrn hier Freund war, das wußte ich nicht."

„Das ist gleich," meinte Wittich aus seinem Kübel. „Aber das mit dem Frieden hast du gut gemacht, Junge!"

„Dann ist für dich die Frage, wohin, ja gelöst," fuhr Ortwin fort.

„Wieso?" fragte Dittmar erstaunt.

„Du hast hier Haus und Hof und alles. Brauchst nur hier zu bleiben."

„Ortwin," sagte Dittmar, indem er sich den Schaum vom Hals und Gesicht abspülte, „wenn du nicht mein Schwager wärst, so würde ich dir mit dem Schwert die Antwort geben. Bin ich ein wortbrüchiger Hund, ein heimtückischer, der seine Freunde hinterrücks beißt?"

Ortwin lachte. „Nicht so hitzig! Ich weiß ja, daß dein Schwert schneller als deine Zunge ist." Dann wurde er ernst. „Nein, du brauchst nicht bös zu werden. Es ist doch so. Wenn du von hier bist, so wird niemand etwas

daran finden, wenn du hierher zurückkehrst. Eine Heimat muß der Mensch haben."

„Ich bin Heimos Sohn und basta. Glaubst du, ich lasse ihn im Stich jetzt, wo es ihm schlecht geht?"

„Brauchst du auch nicht. Aber wenn die Sache mit den Stedingern klappt, dann kannst du ja tun und lassen, was du willst."

„Schon, aber ..." Dittmar richtete sich auf und nahm das breite linnene Tuch zum Abtrocknen: „Die Pfaffen? Die Pfaffen?"

Darauf fand Ortwin keine Antwort.

Es war schon recht herbstlich geworden, als die drei Kundschafter auf Heimos Hof anlangten. Zuerst erkannte der Alte seine Leute nicht in den blitzenden leichten und dabei festen Rüstungen, die ihnen Graf Ludwig aufgenötigt zum Zeichen seines Dankes. Vom Kopf bis zu den Füßen in gleißenden Stahl gehüllt standen sie lachend mitten zwischen den in Wiedersehensfreude tobenden Hunden, und selbst ihre Rosse trugen schützende Stahlplatten und Kettenüberwürfe. Niemand würde die drei Hinterwäldler von den höfischen Rittern des Westens unterscheiden können. Schmunzelnd ging der Alte um sie herum, befühlte das feste Ringgefüge, wog das Gewicht der Harnische in der Hand, strich über den Halsberg, über die Panzerhosen. Isburg schlug die Hände zusammen und schüttelte den Kopf. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Ilsebill hakte sich bei Ortwin ein, trotz fünfzehnjähriger Ehe wie ein verliebtes Mädchen lachend und errötend. Und die Kinder erst! Ihr Freudengekreisch war wohl jenseits des Sees zu hören.

Endlich saßen die Kundschafter an der langen Tafel in der Halle, und Ortwin berichtete. Inzwischen ritt sein ältester Junge mit verhängten Zügeln zum nächsten Nachbarn, um die Ankunft der drei zu melden. Dieser sollte die Kunde weitergeben, und nach acht Tagen sollten die Sachsenmänner sich auf dem Hof Ludolts des Alten versammeln, um das Ergebnis der Reise zu vernehmen.

Es war nur Gutes, was die Kundschafter mitgebracht hatten — ganz abgesehen von den vielen Geschenken, mit denen Mechthild das Saumpferd bepackt für jedes Mitglied der Sippe Heimos. Keinen hatte das Mädchen vergessen, sogar Flink, ihr besonderer Freund unter den Rüden, bekam ein ledernes Halsband mit Eisenschnallen und Spitzen. Graf Ludwig hatte ihnen Geleit gegeben zur Weiterfahrt zu den Stedingern und hatte sie mit den neuen Waffen versehen, damit sie nicht auffielen in ihren veralteten Rüstungen. Der Thing der Stedinger nahm sie freundlich auf. Es wäre noch Land da, das allerdings erst urbar gemacht werden müßte. Aber sie freuten sich, daß Blutsverwandte zu ihnen kämen, die mit den Pfaffen nichts im Sinne hätten. Sie wären zwar Christen, aber Kirche und Pfaff wären ihnen verhaßt. Sie ließen jeden auf seine Art selig werden, nur daß man ein tüchtiger Kerl war, der nicht faulenzte und auch seinen Mann stellen könnte, war entscheidend. Nur eins war nicht so günstig — ein Durchzug zu Lande war nicht möglich. Zwar würde Graf Ludwig nichts dagegen haben, wenn die Sachsen durch sein Land zögen. Aber der Bremer Pfaff sollte lieber nichts davon wissen, sonst würde er gleich einen Kreuzzug gegen die Heiden predigen. Besser wäre es schon über See und möglichst unauffällig. Der

Graf riet auch, ihre Christenfeindschaft überhaupt nicht zu sehr sehen zu lassen; denn die Pfaffen seien ein gefährliches und raffgieriges Volk. Unter dem Vorwand der Bekehrung würden sie einen Kriegszug gegen die „Ungläubigen" anzetteln und ihr Hab und Gut und Land rauben. Sie seien übermächtig im Christenlande, und der Graf selbst, obgleich ein mächtiger Herr, müsse sich ihnen in vielem fügen.

Die Alten schüttelten verständnislos den Kopf. Wie konnte sich ein tapferer Held, dazu noch ein mächtiger Herr, singenden und betenden Schwarzröcken unterwerfen! Aber die Nachrichten waren im allgemeinen günstig. Zudem hatten die Rugier Schiffe zum Frühjahr zugesagt. Und der Seeweg war ja immerhin weniger beschwerlich als der Landweg, wenn man auch in den Sunden sehr aufpassen mußte, daß christliche Wikinger keinen Ueberfall versuchten.

„Und ich, Vater," sagte Dittmar, als der Bericht und Gegenbericht zu Ende waren, „ich werde Euch hinbegleiten bis zu den Stedingern, euch beim Einrichten helfen und dann hierher zurückkehren. Ich habe noch meine Rechnung mit Boguslav, dem Pommern."

„Deine Sache, Sohn," antwortete der Alte, und Isburg streichelte mit knochigen Fingern Dittmars braunen Handrücken. „Aber allein, besorge ich, wirst du nicht viel ausrichten."

„Der Graf Ludwig, Vater, gibt mir Leute. Ich soll Vogt auf der Ravenhorster Burg werden, sagt er. Aber das weiß ich noch nicht. Auch da ist man vor Pfaffen nicht sicher. Doch den Zug ins Pommernland will ich schon mit seinen Leuten machen."

Heimo schüttelte den Kopf. So ganz war es nicht nach seinem Sinn. Zu sehr war er gewohnt, den ärgsten Feind gerade in den Christen zu sehen. Und nun wollte der Junge mit Christenhilfe die Slaven bekriegen... Dittmar erriet seine Gedanken.

„Es sind auch Sachsen, Vater, blutsverwandt, wenn auch Christen. Und Slaven sind keine Deutschen, wenn sie auch keine Christen sind. Der Graf meint so ungefähr dasselbe, was Ludolt hier vor Monden sagte. Es geht zu Ende mit dem Alten. Ob das Neue gut ist oder schlecht — es hat eben gesiegt. Und Blut, meint der Herr Ludwig, wäre doch kräftiger denn Taufwasser und dergleichen. Wenn's um Deutsches Land geht, dann müssen Männer gleichen Blutes zusammenstehen, ob sie nun Christen sind oder nicht.".

„Schon recht," meinte Isburg nickend. „Wenn sie uns bloß das sein und bleiben ließen, was wir sind, und uns nicht immer mit ihrem Kreuz kämen."

Auch sie hatte zweifellos recht. Aber in Dittmar tobte in diesen Tagen ein heftiger innerer Kampf. Auf der einen Seite hatten schon Heimo und Isburg und die Sachsen recht, daß sie sich gegen gewaltsame Bekehrung zum Neuen und Fremden auflehnten. Auf der anderen aber hatte das mit dem gleichen Blut schon seine Richtigkeit. Und aus dieser Zwickmühle fand Dittmar keinen Ausweg. Da aber Mechthilds blaue Augen der einen Seite gewaltiges Uebergewicht verliehen, so war es kaum zweifelhaft, wie er sich entscheiden würde.

Der Winter verging in geschäftigen Vorbereitungen zur Auswanderung. Wagen wurden gerichtet, neu gefertigt, Waffen nachgesehen, von dem Handwerkszeug und Acker-

gerät das beste und handlichste ausgesucht, instand gesetzt, neu angefertigt. Schmiedehämmer sangen auf den Sachsenhöfen das Abschiedslied, und die Slaven ritten mit finsteren Gesichtern vorüber. Wenn auch Friede verhängt war vom Wetsche, Zorn gegen die „Undankbaren" konnte den Pommeranern nicht verboten werden. Die Sachsen spürten das und sahen sich vor. Kein Mann entfernte sich Tag und Nacht weiter als auf fünf Schritte von den Waffen. Wenn sie ausritten, so trachteten sie stets kleine Rotten zu bilden. Und da ihre slavischen Knechte wie auf Verabredung ihre Höfe verlassen hatten, so mußten sie eilen, um alles bis zum Tage des Aufbruchs bereitzuhaben.

Endlich kam der Tag. Auf einsamen Wegen, durch regennasse, von Frühlingsstürmen gepeitschte Wälder zogen sich die endlosen Wagenzüge zum Sammelplatz zusammen. Halbwüchsige, Frauen und alte Männer lenkten die Wagen, alles, was imstande war, Waffen zu führen, ritt in voller Bewaffnung als Bedeckung. Auch junge Frauen und Mädchen zogen die gleißende Brünne an, nahmen den Speer und hängten das uralte Väterschwert um. Und nur das lange wehende Haar verriet ihr Geschlecht und machte sie Wotans Schlachtjungfrauen ähnlich.

Wohlgefällig schauten Dittmars Augen die wehrhaften Frauen an. Das war Sachsenblut und Sachsenart. Ob Mechthild auch so in den Kampf reiten würde? Sicher. Er erinnerte sich, wie sie mit glühenden Augen, die Rechte auf dem Dolchgriff, ihren Kampf gegen die Räuber verfolgte, wie sie furchtlos den Slaven entgegentrat an der Jagdhütte. Gewiß, auch sie würde mit Speer und Schwert den Feind angehen.

Und dann dachte er an seinen Abschied von ihr auf der Burgmauer und an den ersten und letzten Kuß, den sie gewechselt. „Ich warte auf dich, mein Ritter," hatte sie gesagt. „Denke an meinen Schwur! Ich denke an den deinen!"

Ob hier ein Schwur überhaupt nötig war? Für ihn gewiß nicht; denn Mechthild herrschte ungeteilt in seiner Seele, und der Gedanke an sie ließ die Welt in neuer Schönheit und Herrlichkeit erstrahlen.

„Wir müssen Seitensicherungen aussenden," sagte eines Tages Heimo, der zum Herzog gewählt war für den Zug. „Mir gefällt es nicht, daß hie und da spähende Slavenreiter auftauchen. Friede oder kein Friede, sie haben einen mächtigen Zorn, die Pommeraner. Ob Boguslav sie im Zaume halten können wird, ist zweifelhaft."

„Hast recht, Herzog," meinte Ludolt, an den Heimo seine Worte richtete. „Aber wähle sichere Leute aus, damit sie nicht unnötig Streit anfangen. Wir sollen nicht diejenigen sein, die den Frieden brechen."

So schickte Heimo Wittich mit einigen zwanzig Leuten, um den langen Wagenzug rechts zu sichern. Ein anderer älterer und ruhiger Führer hatte die gleiche Aufgabe links zu erfüllen. Dittmar wurde Wittichs Schar zugeteilt und freute sich der Abwechslung. In einer dünnen Kette, ein Reiter in zwei, drei Schritten Abstand neben dem anderen ritten sie durch den noch kahlen Buchenwald, während von links das Quietschen der Räder und die antreibenden Rufe der Wagenlenker tönten. Dittmar hatte den äußersten rechten Flügel.

Zwei Tage vergingen, ohne daß etwas geschah. Slavische Reiter wichen der Seitensicherung aus, verzogen

sich im Walde, wenn sie überhaupt auftauchten. Schon war die See nicht mehr weit, und Kiefern traten an Stelle der Buchen. Wie rote Säulen ragten die gewaltigen, gleißenden Stämme empor. Wenn der Wind von Norden wehte, roch es zuweilen nach Tang und See. Bald war nun die Reise zu Ende. Am Strande erwarteten schnelle und wendige kleine Rugierschiffe das Volk.

Am Morgen des letzten Reisetages erklang plötzlich Geschrei und Waffenlärm vom Ende des Zuges. Unwillkürlich wandte Dittmar mit einigen anderen den Kopf ihrer Rosse in Richtung des Lärms, doch Wittichs laute Stimme hielt sie auf dem Platz:

„Dageblieben! Da sind ohne uns Männer zur Stelle! Aufpassen, ihr Herren!"

In seiner glitzernden, höfischen Rüstung machte er keine schlechte Figur, der Wittich, trotz seiner langen, mageren Beine, und seine Erfahrung und sein Rat heischten Respekt. Sie gehorchten unverzüglich.

Und da brach es auch seitwärts von ihnen los. Von einem sanften Hügel preschten mit Geheul Reiter heran, und die roten Mäntel sagten, daß es Slaven waren. Eingelegte Speere und geschwungene Schwerter zeugten von ihren Absichten. Und in allen Sachsenherzen glimmte der Haß auf gegen Boguslav den Friedensbrecher.

Wittich schwenkte seine Schar gegen die Heranreitenden. Doch die Zeit reichte dazu nicht aus. Im Nu war alles in einem wilden Knäuel miteinander verbissen, die Hiebe prasselten, Funken sprühten, Rosse stiegen, stürzten, wieherten, schlugen aus. Die meisten Sachsen warf der plötzliche Anprall zu Boden. Und da zeigte es sich, daß die abendländischen Rüstungen gut und zuverlässig waren. Trotz-

dem Dittmar und Wittich von mehreren Slaven zugleich angegriffen wurden und mehrere Hiebe und Stöße einstecken mußten, blieben sie unverletzt und konnten sogar eine Anzahl Freunde vor dem ersten Anprall decken. Ihre Schwerter trieben die vordersten Angreifer zurück, sodaß einige gestürzte Sachsen wieder auf ihre Rosse klettern konnten. Doch die Feinde kamen zahlreicher als gedacht. Eine Schar nach der anderen brach aus dem dichten Tannenwalde auf der Kuppe des Hügels und stürzte sich, die kämpfende Schar umgehend, zum Wagenzug. Einer der Sachsen blies verzweifelt in sein Horn, unnötigerweise; denn die vom Wagenzug hatten den Lärm schon gehört und eilten dem Feind entgegen. In wenigen Minuten tobte der Kampf längs des ganzen Zuges, zuweilen an dessen beiden Seiten. Wie eine Insel im roten Meer der Slavenmäntel hielt Wittichs kleine und dezimierte Schar inmitten der Pommern, sich langsam zum Wagenzug zurückziehend. Ihre Klingen waren rot vom Feindesblut, doch einer nach dem anderen sank vom Pferde; namentlich als slavische Bogenschützen hinter den Reitern auftauchten und ihre Pfeile auf nächste Entfernung verschossen. Dittmars Schild sah bald wie der Rücken eines Igels aus, und er strich mit der Schwertklinge darüber, um die Schäfte abzuschneiden. Doch im nächsten Augenblick steckten wieder neue darin und beschwerten das Handhaben.

Einen Augenblick sah er keine Reiter zwischen sich und den Bogenschützen. „Mir nach, Wittich! Hauen wir sie in Stücke!“ Und im nächsten Augenblick waren sie schon zwischen den Leichtbewaffneten und ihre Schwerter hielten blutige Mahd. Unbelästigt konnten sie dann kehrt

machen und den slavischen Reitern in den Rücken fallen. Es waren nur zwei Mann, aber ihr Angriff genügte, um auch hier Verwirrung anzustiften, sodaß die Verteidiger des Wagenzuges hier Luft bekamen und ihrerseits zum Angriff übergingen, das Slavenheer rechts und links aufrollend.

Da sprengte mit einem lauten Ruf nach Tschernobog, dem Kriegsgott, eine neue Schar Reiter aus dem Walde, und Dittmar erkannte in dem vordersten Boguslav. Rote Nebel stiegen vor seinen Augen auf, als er den Fürsten sah.

„Hierher, Vatermörder!" schrie er aus Leibeskräften, den Kampflärm übertönend. „Hierher, Friedensbrecher!"

Ob Boguslav ihn gehört und verstanden hatte, war zweifelhaft. Jedenfalls lenkte er seinen Rappen gegen die in gleißenden Stahl gepanzerte Gestalt und sein Speer barst an Dittmars Schildbuckel. Und bevor der Slavenfürst, das zurückprallende Roß parierend, das Schwert ziehen konnte, traf ihn Dittmars furchtbarer Schlag schräg in den Hals, Halsberg und Harnisch durchschlagend, als wären sie nicht aus Stahl, sondern aus Korbgeflecht. Schwer sank Boguslav zu Boden, und Dittmar riß das blutige schwere Schwert in die Höhe:

„Sieg! Der Friedensbrecher ist tot!"

Und schon stürmte er vor auf die schwarze Tschernobogfahne, die ein junger Krieger hinter Boguslav führte. Dieser wendete zwar das Roß zur Flucht, doch konnte er durch die Nachdrängenden nicht hindurch. Ein sausender Hieb, ein Klang, als schlüge ein Hammer auf den Amboß. Die schwarze Fahne sank zu Boden. Und da preschten die Sachsen heran, die Verwirrung des Feindes ausnutzend. Ein kurzes Gemetzel entstand über dem gestürzten Fürsten

und dem Fahnenträger. Dann preschten die Slaven regellos in kopfloser Flucht in den Wald zurück, und Sachsenhörner verkündeten den Sieg.

Noch kämpfte man an Stellen, wo man von dem Tode Boguslavs nichts wußte. Hie und da waren die Slaven schon im Uebergewicht und hatten angefangen, die Wagen zu plündern. Doch nun war alles schnell zu Ende. Mit dem Siegesruf von Boguslavs Tod trieben die Sieger auch diese zu Paaren. Und als die Mittagssonne durch Wolkenfetzen auf den breiten Waldweg schaute, war der Kampf schon vorbei, und die Sachsen zählten ihre Verluste und richteten den durch den Kampf verursachten Schaden.

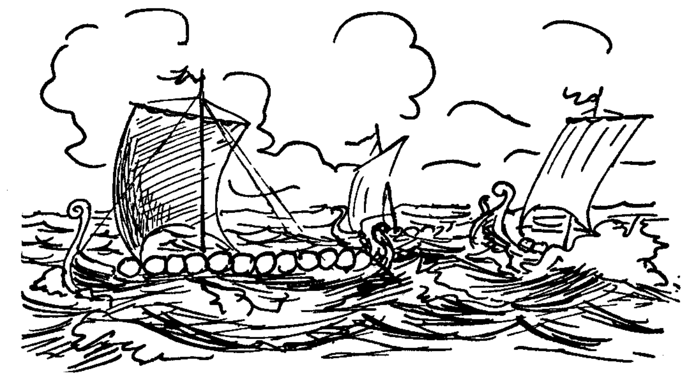
Und einstimmig hieß es, daß der Tag Heimos Dittmar zu verdanken war.

Zum erstenmal sah Dittmar mit vollem Bewußtsein die See so nahe und fühlte die elastischen, schwankenden Deckplanken unter den Füßen. Seine Erinnerung hatte ihm nur blasse, von dem grausigen Geschehen des Todes seines Vaters überschattete Bilder der Seefahrt in den Tagen seiner Kindheit aufbewahrt, und damals war es an Bord eines behäbigen, dickbauchigen und hochgebauten Kauffahrteischiffes. Der Drache aber, an dessen Bord er jetzt reiste, war ein langes, schlankes, niedriges Fahrzeug, das sich in der Tat wie ein Drache durch die bleigrauen Seen zu schlängeln schien, die dicht unter dem Bordrand zischten, grollten und gischten. Und zahlreiche bunte Segel belebten die Einöde der Ostsee, brachten Farbe und Menschenwillen in die eintönige Wucht des Elementes. Inseln, flache, dunkele Striche am Himmelsrand, tauchten

auf, versanken wieder. Die Welt wurde plötzlich größer, weiter und gewaltiger als daheim auf dem Waldhof. Und das Auge forschte sehnsüchtig danach, was da lag, hinter dem silbrigen Nebelschleier, der Wasser und Himmel zu verbinden schien.

Rasch trieb der Sturm die vielen Schiffe gen Norden, und die Riemen brauchten nicht in Tätigkeit zu treten. Zuweilen tauchte ein fremdes Segel auf am Horizont, drehte aber sofort bei, als es der Flotte ansichtig wurde. Man wähnte wohl, daß hier Rugier oder Pommern auf dem Kriegszuge waren und brachte sich demnach in Sicherheit.

Den schmalen Sund, wo man Ueberfall gleichzeitig von Dänen und von Schweden besorgte, passierte die Flotte nachts, und da verstärkten die je zwanzig Paar Riemen an Bord eines jeden Drachenschiffs die Geschwindigkeit. Hoch rauschte das Bugwasser auf, gurgelte an den Bordwänden, als sträubte es sich dagegen, die schnellen Drachenschiffe durchzulassen. Dunkelheit lag auf der See, beschirmte die letzten Heiden auf ihrer Suche nach Freiheit



und Frieden. Und dann bog die Flotte um die Spitze Jütlands herum und wandte sich südwestwärts zur Elbmündung.

Glück blieb ihnen treu, als ritten behelmte und in leuchtende Brünnen gehüllte Walküren mit dem Sturmwind schirmend den Drachen voran. Ohne Zwischenfall erreichten sie die Stelle, von der aus sie die Reise zu Lande fortsetzen konnten und wo Abgesandte des Stedingerthings sie erwarteten. Pferde, Wagen, Gepäck wurden ausgeladen, für den Fußmarsch instandgesetzt. Einige Tage blieben die Sachsen noch an dem Ort der Landung, während die Rugierschiffe heimkehrten. Dann setzte sich wieder der endlose Wagenzug in Bewegung, und die Stedingerboten ritten voran.

Es waren nicht gerade die schönsten und besten Plätze des schönen Stedingerlandes, die der Thing den Einwanderern zugewiesen hatte. Doch sie waren glücklich, die Urwaldsachsen, wieder seßhaft werden zu können und hatten Vertrauen zu der Kraft ihrer Arme. Sie werden schon diese Wälder roden und Sümpfe trockenlegen. Hauptsache war — hier herrschte nicht Kreuz und Krummstab, hier waren blutsverwandte Nachbarn ringsum.

Dittmar blieb bei seinen Pflegeeltern, bis Haus und Hof fertig und das notwendigste Stück Acker urbar gemacht waren. Immerhin vergingen drei für ihn endlose Jahre, bis er daran denken konnte, gen Osten aufzubrechen, wohin es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zog. Frau Isburg merkte ihm seine Unruhe und seine Sehnsucht an. Verstohlen strich ihre Hand zuweilen über die seine, wenn sie neben ihm stand oder saß, und er fühlte, daß sie ihn verstand und nicht verurteilte. Karg in äußerlichen Zärt-

lichkeiten, las er der Pflegemutter jeden Wunsch von den Augen ab, um ihr seinen Dank zum Ausdruck zu bringen. Aber je mehr Monde verflossen, je gesicherter und wohnlicher Heimos Hof stand, umso heißer wurde Dittmars Sehnsucht nach Mechthild. Doch sein Pflichtgefühl sagte ihm herrisch, daß sein Platz bei seinen Pflegeeltern sei, solange sie seiner bedürften. Und so schonte er seine Kräfte nicht und arbeitete für vier. Oft mußten Heimo oder Isburg seinen Eifer dämpfen, meist vergeblich; denn er lachte nur zu ihren wohlgemeinten Ratschlägen und verdoppelte höchstens seine Anstrengungen.

Dann aber hielt es Isburg nicht mehr aus. Sie war ja Mutter, auch Dittmars Mutter, wenn er auch von einer anderen Frau geboren war. Sie benutzte einen Augenblick, als sie mit ihrem Mann allein war, und sagte:

„Höre, Heimo, mit Dittmar darf es nicht so weitergehen. Er muß fort."

„Fort?" fragte Heimo verwundert. „Aber er freut sich doch so auf die Arbeit auf dem neuen Platz. Siehst du denn nicht, wie er sich anstrengt, alles fertig zu machen, das Fehlende zu beschaffen. Er liebt das neue Heim, Frau. Wo soll er denn hin?"

„Ihr Männer seid darin Narren," antwortete die alte Frau. „Er schindet sich hier ab, um alles fertig zu haben, damit wir möglichst schnell fest auf dem Hof sitzen und eingerichtet sind; denn sein Herz ist nicht hier, Heimo. Merkst du denn das nicht? Drei Jahre die Liebste nicht zu sehen, das ist eine lange Zeit. Und es sind jetzt fast vier. Der Junge will uns hier völlig eingerichtet sehen, bevor er seinem Herzen nachgibt. Er ist ein guter Junge, Heimo, wir sollten ihn nicht weiter quälen."

„Du meinst die Grafentochter, das Christenmädchen? Ich hatte sie schon fast vergessen."

Isburg lachte leise. „Dittmar nicht. Er denkt ja nur an sie. Hast du nie gehört, wie er sich verspricht, wenn er zum Beispiel mit Helga spricht? Ich habe es mehr als einmal gehört, wie er zu ihr ‚Mechthild' sagte und sich dann verbesserte. Laß ihn reiten, Heimo. Schließlich ist dort seine Heimat. Und er hat Besitz da."

„Ich dachte immer, daß er und Helga... Ortwin, vielmehr Ilsebill hat's, glaub' ich, auch gehofft. Schade. Er ist ein guter Junge, da hast du recht. Und da werden sie ihn dem Alten abspenstig machen."

„Ihn nicht. Er ist fest; wenn er sich vielleicht äußerlich wird fügen müssen. Er wird nie Christ, wie solche, die uns nachstellen. Er wird uns nie verleugnen, nie."

„Das glaube ich ja auch," meinte der Alte und zuckte die Achsel. „Wenn du also meinst... Ich werde mit ihm heute abend sprechen. Wir sind so weit, daß wir auch allein durchkommen... Aber leicht wird er's bei den Christen nicht haben, Isburg. Und darum tut er mir leid."

Dittmar wagte seinem Glück nicht zu trauen, als Vater Heimo ihm nach dem Abendessen eröffnete, daß er, vielmehr die Mutter, seine Sehnsucht nach dem Osten wohl gemerkt hätte und durchaus damit einverstanden wäre, wenn er nun in die Fremde reiten würde. Die Arbeiten wären erledigt, die Ernte würden sie wohl auch allein einbringen können. Sie würden es ja auch dann tun müssen, wenn er hier geheiratet und einen Hof bezogen hätte. Wenn sein Sinn also danach stünde, gen Osten zu reiten, dann wünschten sie ihm Heil auf den Weg. Hoch-

rot im Gesicht — „er ist immer noch ein Knabe geblieben," dachte wehmütig und beglückt Frau Isburg — und stotternd versuchte der junge Mann zu protestieren, doch Heimo lachte nur und schnitt seine Einwendungen mit einer Handbewegung ab.

„Reite nur, Sohn," sagte er. „Aber vergiß uns nicht und die alte Freiheit."

„Ich Euch vergessen! Vater, du weißt..."

„Ich weiß, Sohn. Reite also morgen, wenn du magst. Und laß dann etwas von dir hören."

Keine Minute schlief Dittmar diese Nacht. Hellwach und fiebernd vor Ungeduld wälzte er sich auf seinem heißen Lager, war vor Hahnruf auf und brachte seine geringe Habe in Ordnung. Dies und jenes bestimmte er als Geschenk für Geschwister und Eltern. Nur das prächtige samtene Gewand, das ihm Graf Ludwig vor Jahren geschenkt, und Rüstung und Waffen wollte er mitnehmen, und den kleinen Beutel mit Goldstücken, den ihm Mechthild beim Abschied gegeben und den er als Heiligtum bisher aufbewahrte. Was hatte er Gold im Urwald im Pommernland und hier in der Einöde nötig? Aber im Christenlande brauchte man das, das hatte er schon erfahren.

Als der Morgen in rosa und goldenen Wolken über dem Hof strahlte, war er reisefertig. Er frühstückte mit der Sippe in der Halle und versuchte, heiter und unbefangen zu erscheinen, was ihm aber gründlich mißlang. Trotz aller Freude bewegte ihn der Abschied sehr tief. Wer konnte wissen, ob er die Pflegeeltern je wiedersehen würde? Wer konnte wissen, ob er an diesem Herd wieder würde sitzen können?

Und Ortwins älteste Tochter, die achtzehnjährige Helga, hatte Tränen im Auge und lief plötzlich davon, als sich die Sippe erhob und Isburg den Abschiedskuß auf Dittmars Lippen drückte. Helgas Mutter hatte einen herben Zug um den Mund. Sie wußte um die heimliche Liebe ihrer Aeltesten, die keine Warnung und kein Rat wankend machen konnten, und litt mit ihr.

„Vergiß nicht die alte Freiheit, Dittmar," sagte Heimo zum Abschied. „Vergiß nicht, daß du zuerst ein Sachse, ein Deutscher bist, und dann erst Christ; denn du wirst Christ werden müssen, Dittmar, rede nicht. Die Pfaffen dulden keine freien Menschen in ihrem Reich. Und denk immer daran: wenn es dir und deiner Sippe je zu schwer wird da, wo die Pfaffen regieren — einen Platz am Herde und eine Kammer im Haus werdet ihr hier immer finden, und wenn wir tot sind, bei Ortwin und Ilsebill. Nicht wahr, Kinder? Also — Heil auf den Weg, Dittmar, und bleib, wie du warst und bist. Dann kann dir kein fremder Gott etwas anhaben. Und ich bin gewiß, daß ich nichts Schlechtes von dir werde zu hören bekommen, und wenn du fällst, dann fällst du mit einer Wunde von vorn."

Quälend ward der Abschied. Jeder erwies sich dem Abreisenden besonders freundlich, die Kinder weinten, ohne ihre Tränen zu verbergen. Die Großen aber waren bewegt und kämpften mit Mühe ihre Bewegung nieder. Auch die Helga kam, drückte Dittmar die Hand, lächelte. Sie war ein Sachsenmädel und tapfer. Fast schwankte Dittmar in seinem Vorhaben, als er die große Liebe, die ihn hier umgab, spürte. Doch dort, in der Ferne, war Mechthild, war sein Schicksal, war auch seine Heimat.

Klirrend und stampfend trug ihn der Hengst vom väterlichen Hof. Die Sippe stand am Tor und winkte. Das Gesicht zurückgewandt, ritt Dittmar davon, bis der Wald die Sicht abschnitt. Dann setzte er sich im Sattel zurecht, faßte die Zügel kürzer und streifte mit dem Sporn des Rosses Flanke. Der Druck und die Rührung wichen langsam. Und als die Sonne im Höhepunkt des Himmels stand, sang er fröhliche Weisen und vor seinen Augen gaukelte Mechthilds süßes Bild.

Er wußte nicht, wo sich der Graf Ludwig mit Mechthild jetzt aufhielt. Daß sie nicht mehr in der alten Grenzburg waren, war sicher, Mechthild sagte ihm beim Abschied, daß die Stammburg ihres Vaters im Lauenburgischen läge, unweit der Elbe. So wandte er sich in Richtung Bremen und hoffte unterwegs bei Reisenden erfahren zu können, wo der Graf war.

Manch einen Tag ritt er ostwärts durch das Stedingerland und nur wenige Menschen begegneten ihm. Auf den Feldern sah er Männer und Frauen werken und winkte ihnen freundlich zu, als sie der in Stahl gehüllten Gestalt nachschauten. Einmal stellte ihn eine Streife junger Männer, die den Sicherheitsdienst im Gau verrichteten, nach Räubern fahndeten und auch Bettelmönche beschleunigt über die Grenze beförderten. Doch als er sich als Sohn Heimos des Sachsen auswies, ließen sie ihn weiterreiten — die Stedinger hatten auch für Ritter wenig übrig — und geleiteten ihn gar noch ein Stück, damit es ihm nicht zu einsam sei, wie der Anführer der Schar, ein junger lustiger Edelbauer sagte.

Eines Tages setzte er mit einer Fähre über die Elbe und kam auf die große Heerstraße, die vom Süden nach

Hamburg führte. Dort begegnete er so vielen Menschen, daß es ihm, der an die Einsamkeit der Wälder gewohnt war, absonderlich vorkam. Wagenzüge unter Bewachung Bewaffneter zogen von Hamburg südwärts. Bestaubte und Litaneien leiernde Pilger und Bettelmönche, allerlei fahrendes Volk, wandernde Studenten aus Köln und Paris, die ganz Europa unsicher machten, Trupps abgemusterter Soldaten, graubärtiger hagerer Männer mit zerbeulten Sturmhauben, in Lederwamsen oder leichten Kettenpanzern, mit alten Schrammen in sonnenverbrannten Gesichtern, auf der Suche nach neuen Herren oder unterwegs zu einem Sammelpunkt, reisende Edelfrauen mit ritterlicher Begleitung, hoch zu Roß, Nonnen, Bauerndirnen, Städter auf der Pilgerfahrt zu irgendeinem Wallfahrtsort — kurz, ganz Deutschland schien hier auf den Beinen zu sein im Staub der endlosen, ausgefahrenen Landstraße.

An einem der Gasthöfe, die hie und da die Heerstraße säumten, stieg er ab, ließ sich ein Mahl geben — er kannte das von seiner ersten Fahrt ins Stedinger Land vor drei Jahren — und erkundigte sich nach dem kürzesten Weg ins Lauenburgische. Wo er dort hin wollte, fragte der dicke Wirt, dessen Atem so kurz und geräuschvoll war, daß Dittmar besorgte, der Mann würde auf der Stelle ersticken. Er nannte den Namen der Burg und den Grafen Ludwig, und der Dicke sah ihn an, als käme sein Gast soeben aus der Hölle.

„Ja, wo kommt Ihr denn her, Herr, daß Ihr nicht wißt, daß Graf Ludwig schon seit zwei Jahren in Dänemark in der Gefangenschaft ist zusammen mit dem Grafen von Schauenburg und anderen Herren und Großen? Wißt Ihr denn nicht, daß der Dänenkönig Waldemar vor zwei

Jahren schon mit großem Heer und mit Slaven und Holsaten und Dithmarschen Hamburg belagerte, wo der Graf Adolf mit dem Grafen Ludwig eingeschlossen waren, und die beiden gefangen nahm. Auch die Feste dürfte in Dänenhand sein, Herr. Da sitzen nun die beiden seit der Zeit im festen Verlies zu Roskilde, und die Heiligen wissen, wann sie freikommen."

„Und die Tochter des Grafen Ludwig? Wo ist sie?" fragte Dittmar atemlos. Doch der dicke Wirt schüttelte den runden kahlen Kopf.

„Kann ich Euch nicht vermelden," sagte er in seiner kurzatmigen Art. „Hab' nichts davon gehört, so wahr ich lebe."

Dittmar merkte kaum, wie der Dicke katzbuckelte, als er ein Goldstück auf den Tisch warf und sich erhob — das Zehnfache an Wert seines kaum angerührten Mahles. Voll Sorge und Trauer sprang er auf seinen Rapphengst, der über die zu schnelle Unterbrechung der wohlverdienten Rast nicht sehr erbaut zu sein schien und donnerte davon in der Richtung, die ihm der Wirt vorher gewiesen. Er wußte eigentlich selbst nicht, warum er so eilte und wohin; denn das Geschehene lag ja nun zwei Jahre zurück. Und wo Mechthild war, wußte er ja auch nicht. Aber es trieb ihn vorwärts, dahin, wo sie zuletzt geweilt, ohne daß er sich über diese Hast Rechenschaft geben konnte.

Die Erschöpfung seines Rosses, das außer dem beträchtlichen Gewicht des gepanzerten Reiters auch die eigene schwere Rüstung zu tragen hatte, zwang ihn, gegen Abend in einem anderen Gasthof einzukehren. Seine Fragen brachten auch hier keine Klarheit. Man wußte nur, daß die Dänen die Feste des Grafen belagert, daß Pommeraner

und Obotriten ihnen dabei Hilfe geleistet hatten, daß die Feste schließlich gegen freien Abzug der Besatzung übergeben werden mußte. Ob Mechthild in der Burg gewesen und wohin sie sich danach gewandt hatte, konnte man ihm nicht sagen. Aber der Ritter Bernhard von Wiesen sollte noch vor einem halben Jahr die Grenzburg Ravenhorst am Pommerwalde gehalten haben, obgleich ihn die Slaven mächtig bedrängten. Und nun hatte Dittmar ein Ziel. Es gab noch einen Menschen in dieser großen, unheimlich großen Welt, den er kannte und der ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen würde.

Er ritt hin. Nicht ohne Abenteuer verlief die Fahrt. Einmal überfielen ihn ein paar Räuber, die mit einem einzelnen, wenn auch vom Kopf bis zu den Füßen in Stahl gehüllten Ritter fertig zu werden glaubten. Sie irrten sich darin; denn sie rechneten nicht mit Dittmars Bärenkräften. Sie kamen wohl nie dazu, über diesen Irrtum nachzudenken; denn Dittmars Herz war des Grimmes voll und machte sich dabei Luft. Drei Leichen mit entsetzlichen Wunden blieben am Wegrand liegen, als er weiterritt, ohne sich umzuschauen. Ein anderes Mal kam er einem überfallenen Kaufmann gerade rechtzeitig zu Hilfe, als dieser mit letzter Kraft vom Verdeck seines Wagens leichtbewaffnete Slaven abzuwehren suchte, die seine Knechte erschlagen und ihn nach oben gehetzt hatten. Dittmars Angriff kam den Slaven unerwartet, sie waren schon zu sehr mit ihrer Beute beschäftigt, um auf die einsame Straße aufzupassen. Der Kaufmann versuchte dann Dittmars rettende Hand zu küssen, was den jungen Mann arg in Verlegenheit brachte. Die Slaven flohen nämlich beim ersten Anprall, wohl in der Meinung, daß noch mehr

Bewaffnete dem gepanzerten Riesen folgen würden. Immerhin blieben ein paar auf dem Platze, eine Warnung den Straßenräubern und Friedensbrechern.

Zusammen mit dem Kaufmann, der nun bis zum nächsten Wirtshaus sein eigener Fuhrmann sein mußte, ritt er ein Stück, dann aber ließ er ihn zurück, da der Wagen nicht Schritt mit seiner Ungeduld halten konnte.

Endlich sah er den schon bekannten runden und hohen Turm über den Baumkronen drohen, einen Riesenfinger, den Feinden zur Warnung. Er ließ den Hengst das letzte hergeben und hielt gegen Abend, als die Schatten der Mauer schon lang wurden, vor der Zugbrücke. Die Gegend umher zeugte von Kriegszeiten. Die Hecken und Zäune waren niedergehauen oder gebrochen, die gilbenden Felder zertrampelt, einige rußigen und von staubender Asche bedeckten Trümmer zeigten, daß hier kürzlich ein Dorf niedergebrannt wurde. Ob Ritter Bernhard noch in der Feste saß? Klopfenden Herzens rief Dittmar den ihn von oben mißtrauisch musternden Turmwächter an.

„Wer da?" fragte der Mann, ohne Anstalten zu machen, den Ankömmling zu melden.

„Dittmar von Welflingen zu Herrn Ritter Bernhard!" antwortete der Sachse ungeduldig.

„In welcher Sache?" forschte der Wächter weiter, und Dittmar atmete auf. Ritter Bernhard schien noch in der Feste zu sein.

„Das sage ich ihm selbst!" rief er herrisch. „Melde mich dem Herrn Bernhard."

„Wir sind an Besuch nicht gewöhnt hier, Herr," antwortete der Türmer sich halb entschuldigend. „Es kommen nur Leute, die uns nicht wohl wollen." Dann wandte er

sich zum Hof, nachdem er die Gegend mit scharfem Blick gemustert — ob nicht noch mehr Reiter am Walde hielten. Sein Hornstoß zerriß die abendliche Stille.

Ungeduldig wartete Dittmar, und sein Hengst begann, Grashalme am Grabenrand zu pflücken. Dann erschien die wohlbekannte breitschultrige Gestalt zwischen den Turmzinnen.

„Herr Bernhard!" schrie Dittmar freudig. „Kennt Ihr mich nicht mehr? Dittmar bin ich!"

„Teufel! Dittmar! Das ist eine Ueberraschung! Die Brücke herunter, Leute! Aber plötzlich, sage ich euch! Dittmar wieder da!"

Kaum berührte die Zugbrücke den Grabenrand, als Dittmar über die laut tönenden Bohlen zum Tor sprengte. Zu langsam ging es für seine Ungeduld auf, zu langsam zog sich das Schutzgitter in die Höhe. Endlich galoppierte er hindurch auf den gepflasterten, so bekannten Hof und sprang vom Pferde dem ihm entgegeneilenden alten Ritter in die Arme.

Doch da ließ ihn eine Stimme auf der Stelle erstarren, die von der Treppe des Herrschafthauses über den Hof rief: „Wer ist es, Herr Bernhard?"

Dittmar wagte nicht, sich umzuwenden. Er befürchtete, daß es sich als Hörfehler erweisen würde, daß seine Augen niemand erblicken würden auf der Treppe. Dann aber riß er den Kopf herum. Sein Herz setzte für einen Augenblick aus. Vor den Augen kreisten goldene, schillernde Sonnen. Und mitten darin stand, über die steinerne Brüstung gelehnt, eine schlanke, hohe Gestalt mit langem, golden herabwallendem Haar und Sommerblumen um den Scheitel.

„Dittmar!"

Wie auf Adlerflügeln war sie unten. Mochten das Gesinde, die Soldaten der Garnison, die sich im Hof ansammelten, der Herr Bernhard auch zusehen. Mochte alle Welt zuschauen. Sie hatten sich lieb und gehörten zueinander. Sie hatten sich das geschworen mit den Lippen, während ihre Herzen keines Schwurs bedurften. Sie fielen sich mitten auf dem Hof in die Arme und küßten sich. Und dann lehnte Mechthild ihren Kopf an Dittmars breite Brust und schluchzte kurz auf. Doch das dauerte nur einen Augenblick. Im nächsten befreite sie sich aus seinen Armen, trat einen Schritt zurück und reichte ihm die Hand, wie es die Sitte erforderte. Und nur ihre Augen sprachen und ihre Lippen lachten. Sonst war sie — jeder Zug ein höfisch erzogenes, herbes nordisches Fräulein. Dittmar bewunderte sie in diesem Augenblick, obgleich er Selbstbeherrschung von dem Hause seiner Pflegeeltern her kannte.

„Willkommen, Herr Dittmar," sagte sie mit klingender, schwingender Stimme. „Zwar kommt Ihr in einer schweren Zeit. Aber wir freuen uns des Gastes. Willkommen."

Ein Knappe trat lächelnd heran, nahm den Hengst ab. Ein anderer befreite den Gast von Schild und Speer. Und dann stiegen sie zu dritt die steinerne Treppe hinauf, die diesmal kein bunter Teppich bedeckte, und traten in den weiten, leeren, schallenden Saal.

„Ein Wunder Gottes!" sprach Ritter Bernhard, der es Dittmar nicht übel genommen hatte, daß dieser vergessen, ihm die Hand zu schütteln. Er hatte volles Verständnis für die beiden, die sich so lange Zeit nicht gesehen. „Gestern ziehen die Slaven plötzlich ab, die uns



fast ein Jahr belagert. Und heute kommt Ihr! Wahrlich ein Wunder, wenn wir auch keinen Pfaff in der Burg haben."

Er wußte nicht, daß die von Dittmar unterwegs vertriebenen Slaven vor dem jungen Mann bei dem Heer ihrer Landsleute angelangt waren und dort das Märchen verbreitet hatten, ein Entsatzheer von Rittern nahe sich der Burg. Entweder hatte die Angst Dittmars Gestalt in ihren Augen vervielfacht oder sie wollten auch den Mangel eigener Tapferkeit und ihre Flucht durch ihr Märchen verdecken. Jedenfalls zogen die Slaven darauf ab, und die Besatzung der Burg zerbrach sich den Kopf über den Grund dieses Abzugs und befürchtete eine Falle.

Mechthild geleitete Dittmar selbst in die ihm zugewiesene Kammer. Und da erst merkte Dittmar, daß seine schöne Walküre herber und schmaler im Gesicht geworden

war. Er neigte sich über ihre Hand und küßte sie zart, wie man es bei seinem riesigen Körper nicht erwartete. Sie strich über seinen blonden Scheitel und seufzte.

„Ich bin sehr glücklich, Dittmar," sagte sie leise.

„Ich kann's dir gar nicht beschreiben Mechthild. Es ist zu groß, zu schön und zu unerwartet. Ich liebe dich."

„Ich weiß. Wir halten Hochzeit, Dittmar, ja? Bald, ja?" Herb und einfach sagte sie aus, ohne falsche Ziererei und unnatürliche Scham. „Wir haben lange gewartet. Daß Vater nicht da ist... Und wir können ihm nicht helfen. Wir können ihm nicht helfen."

„Ich hörte von seinem Geschick, Mechthild." Dittmar zwang die heiße, ihn fast versengende Welle des Glücks gewaltsam nieder. Der Graf Ludwig, ja. Dem mußte geholfen werden. „Aber ich weiß nichts Näheres."

„Der Däne will kein Lösegeld. Er will Siegburg, eine Feste des Grafen Adolf von Schaumburg. Und Siegburg hält sich und will sich nicht ergeben. Der Graf Adolf und Vater, sie sind sozusagen als Geiseln da. Wenn sich die Feste ergibt, dann will sie Waldemar, der Däne, freilassen."

„Ich reite hin und haue ihn heraus," sagte Dittmar einfach und in vollster Ueberzeugung, doch sie schüttelte den Kopf mit schwachem Lächeln.

„Das geht nicht, Liebster. Dänemark ist groß und hat viele Krieger. Du würdest sterben, ohne etwas zu erreichen. Roskilde ist ein fester Platz und starke Heere beschützen es. Nein, Dittmar. Wir können nur warten, wenn er noch lebt. Wir haben ja seit einem Jahr nichts mehr von ihm gehört, und es ist furchtbar in den Verließen, Dittmar. Furchtbar! Hast du solche Burgverließe

schon gesehen? Ich zeige dir hier welche. Es ist grauenhaft, Dittmar. Ein kleines, rundes Steinloch, ohne Licht, ohne Luft, voll Gestank, Moder, Ratten und Schlangen. Scheußlich. Und angekettet sollen sie auch sein, Graf Adolf und der Vater. Jedenfalls schleifte man sie durch ganz Holstein und Nordelbingen in Ketten wie Verbrecher. Es ist furchtbar, Dittmar."

„Wir müssen ihn befreien, Mechthild," sagte Dittmar fest. „Wir besprechen das mit Herrn Bernhard später. Es kann nicht sein, daß ein kühner und kluger Mann da keinen Ausweg finden sollte. Wir müssen es."

Sie war nicht überzeugt, doch leise Hoffnung begann sich in ihr zu regen. Er sprach so siegessicher und fest. Er war so stark, so willensmächtig. Er wird es können — vielleicht...

„Das Bad kommt," sagte sie, als zwei Knechte einen riesigen Holzkübel ins Zimmer hereintrugen. Hinter ihnen schleppten zwei weitere dampfende Holzeimer mit Badewasser. „Erfrische dich, Dittmar, und komm dann auf die Mauer neben dem Saal. Dort speisen wir — zum ersten Mal seit einem Jahr, da uns die Slaven mit ihren Pfeilen daran hinderten. Es ist schön im Freien, warm und klar."

„Gern will ich Euer Zeuge sein, Herrin," sagte der alte Ritter, als die beiden nach dem Abendessen ihren Plan, baldmöglichst die Ehe zu schließen, bekundeten. „Sagt nur, wann."

„Ich weiß nicht...," antwortete Mechthild und errötete. „Ich meine, bald..."

„Dann morgen, wenn's recht ist," entschied der Ritter schmunzelnd. „Frisch gewagt ist halb gewonnen!"

Aber ganz ohne Feier duldete es der alte Ritter doch nicht. Am nächsten Morgen versammelte er das Gesinde und die Garnison im großen Saal des Herrschaftshauses, ließ Wände und Bänke und den Boden mit bunten Teppichen belegen und mit Feldblumen, die Mägde am Burggraben pflücken mußten, bestreuen. Wie durch Zauber verwandelte sich der große, unfreundliche kahle Raum in einen Festsaal voll Farbe und Blumenduft. Die Leute der Garnison, die wenigen Mägde, die zwei Edelfräulein aus Mechthilds Begleitung und das übrige Gesinde zogen sich festlich an, bekränzten sich nach altem Deutschen Brauch mit Blumen. Und dann erschienen Dittmar und Mechthild von Knappen begleitet, festlich geschmückt, blumenbekränzt und mit leuchtenden Augen im Saal, von fröhlichen Heilrufen der Menge begrüßt. In blankem Waffenkleid, klirrend und rasselnd, trat Ritter Bernhard vor die beiden — er hielt die Belagerung noch nicht für aufgehoben und erlaubte sich als Kommandant der Feste nicht, die Waffen abzulegen — und faßte Dittmars und Mechthilds Rechte mit seiner harten, waffengewohnten Pranke.

„Ich frage Dich, Dittmar, Sohn Dietrichs von Welflingen," sagte er feierlich mit erhobener Stimme, „willst du die Jungfrau Mechthild hier zum Weibe nehmen?"

Und als Dittmar die Frage fest mit „ja" beantwortete, fragte er ihn noch zweimal. Dann wiederholte er dasselbe mit Mechthild und legte schließlich die Hände der beiden ineinander.

„So seid ihr Mann und Frau und Frau und Mann, so wahr uns Gott helfe!" Er wandte sich zum Gesinde und rief: „Ein Heil dem jungen Paar! Heil!"

Unter dem Jubelruf der Leute tauschten Dittmar und Mechthild ernst und blaß unter dem Eindruck des Augenblicks den ersten ehelichen Kuß. Tische wurden in den Saal gebracht, die Knappen und die Edelfräulein trugen die Speisen auf dem Hochsitz auf, Mägde unten bei den Soldaten und dem Gesinde, Wein wurde eingeschenkt, und all die Bedrängnis der langen Belagerung, all die Sorgen und Gefahren der Zukunft wurden für eine Weile vergessen.

Weder Dittmar noch Mechthild konnten sich später an die Einzelheiten dieses Festes erinnern. Es blieb in ihrer Erinnerung als ein einziger Rausch von Farben, Blumenduft, Gesang und namenloser Freude und Glück leuchten, an den sie ihr Leben lang in stillen Stunden mit versonnenem Lächeln denken mußten.

Wie es ihnen weiter auf der Feste Ravenhorst erging, wie Dittmar mit dem Ritter Bernhard später auszog, um den Grafen Ludwig aus dem Verlies in Roskilde zu befreien, welche Abenteuer er dabei zu bestehen hatte, wie ihn der König Otto in Braunschweig zum Ritter geschlagen und wie er das Erbe seines Vaters dem Hameler Herrn erstritt, will ich ein andermal vielleicht erzählen. Und wenn er auch dem damaligen Gesetz entsprechend äußerlich als Christ erschien, weder er noch Mechthild noch ihre Kinder haben je ihre Sachsenart verleugnet oder verraten. Sie blieben Deutsch und treu und wahr und stolz, wie es Deutschenart seit Hermanns Tagen und eher war.

———

Folgende Bücher sind bis jetzt erschienen:

Kipp:
1. Der Ruf des Waldes
2. Schüsse in der Nacht
6. Als Spion in Feindesland
7. In Schnee und Eis
11. Jugendstreiche
12. Der Rächer
14. Flüchtlinge
15. Zigeunerfriedel
16. Im Grenzwald
17. Die Wolframssöhne
18. Die Pirateninsel
19. Unter heißer Sonne
26. Das Land der Tränen

Rehwaldt:
3. Eine Wikingerfahrt
8. Die Hunnen kommen
20. Die letzten Freien
21. Das Geheimnis um Ellen
22. Mit Ludendorff vor Lüttich
29. König Ariovist
30. Tannenberg rettet Ostpreußen

Matthießen:
23. Meier, der Dackel

Lotte Huwe:
10. Liebe und Leid
24. All' meine Gedanken, die ich hab'
28. Der letzte Prunheimer

Persich:
25. Der Sehnsucht ewiges Lied

Engelkes:
4. Seemannsgarn
9. Ute
32. Erste Liebe, goldene Zeit

Ziese:
13. Anka

Pfeifer:
31. Im Waldgarten